

Nicola Vollkommer

Leiden-
schaft
in
einer
kalten
Welt

Aus dem Nähkästchen geplaudert

Falls nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der Elberfelder
Bibel 2006 (»Revidierte Elberfelder Übersetzung«),
© 2006 by SCM R. Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH,
Witten/Holzgerlingen, entnommen.

1. Auflage 2025

© 2025 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit erreichen Sie uns
über gpsr@clv.de oder auf dem Postweg.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte
dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG
ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: Finidr

Artikel-Nr. 256730
ISBN 978-3-86699-730-1

Mit tiefer Dankbarkeit den langjährigen Mitgliedern
der Christlichen Gemeinde Reutlingen gewidmet,
die uns über 30 Jahre lang durch die verrückten
Irrungen und Wirrungen unserer geistlichen Reise
begleitet haben und mit uns zusammen die Schriften
immer wieder neu erforschen.

Inhalt

Vorwort	9
Prolog	13
1. Des Bücherschreibens ist kein Ende	17
2. Leichtigkeit leicht gemacht	29
3. Wenn das Feuer falsch ist	37
4. Wenn das Brennen erhalten bleibt	56
5. Auf der Suche nach charismatischem Feuer	73
6. Treffpunkt ohne Risiko: »The old rugged cross«	90
7. Die große Verschwörung	117
8. Die Musik macht's! Oder doch nicht?	130
9. Überrascht von Gottes Gegenwart	143
10. Wenn das Feuer erlischt – die Krise der geistlichen Elite	152
11. Unterschiede und heiße Eisen	165
12. Gebet – Gottes Einladung in seine Welt	188

Vorwort

»Vorsicht, Vorsicht ...!«

Das war meine übliche Antwort vor etwa 10 Jahren, wenn mich irgendwelche verantwortungsbewussten Mitarbeiterinnen in der Frauenarbeit um Rat fragten: Kann man eine gewisse Nicola Vollkommer ohne Gefahr für Geist und Seele als Referentin für Frauenveranstaltungen einladen?

Meine Reaktion damals:

»Das ist 'ne Dame, die zwar ungewöhnlich gut und interessant erzählen und schreiben kann, deren Fantasie zwar manchmal gewagte Purzelbäume schlägt, aber auch 'ne Menge Humor und eine verblüffend gute Bibelkenntnis auf Lager hat, aber ...«

Und dann platzten all meine gesammelten Bedenken heraus – wobei mein Gewissen mich leise mahnte, vorsichtig zu sein:

»... die ist geprägt von »Jugend mit einer Mission« – die ist mit dem Leiter einer charismatischen Gemeinde verheiratet, und wer weiß, ob sie nicht auf irgendwelchen charismatischen Events rumhüpft und ausflippt. Deswegen: zuerst einmal Vorsicht!«

So oder so ähnlich waren meine Standardantworten, die ich zum Besten gab.

Tatsächlich hatte ich ihr Buch »Unter dem Flammenbaum« gelesen und mit Erstaunen festgestellt, dass hier eine ungewöhnlich intelligente, literarisch hochbegabte und dennoch ehrliche, wohltuend selbstkritische und bescheidene Frau eine bewegende Familiengeschichte geschrieben hat. So habe ich sie dann auch in unserer Zeitschrift »fest und treu« trotz aller bisherigen Vorbehalte rezensiert und wärmstens empfohlen.

Allerdings hatte das Buch einige Fragen in mir ausgelöst, die ich nicht wegwischen konnte: Wie konnte ein solches Buch auf einem charismatisch gedüngten Acker entstehen? Das war eine

völlig neue Erfahrung für mich, zumal ich bisher eine Menge charismatischer Literatur gelesen und das Auftreten und den Charakter vieler charismatischer Größen recht intensiv erlebt und beobachtet hatte ...

Dann – es war wohl im Jahr 2014 – lernten wir uns tatsächlich auf der Frankfurter Buchmesse persönlich kennen. Der damalige, von mir sehr geschätzte Vertriebsleiter Winfried Kuhn von SCM Hänssler stürmte ohne Anmeldung zu unserem CLV-Stand. Im Schlepptau eine etwas missmutig dreinschauende Nicola Vollkommer, in deren Augen ich ein »rotes Tuch« war. Peinlich!

Wie ich selbst, so war auch sie sicher etwas verlegen oder gespannt, ob es in den nächsten Minuten einen gewaltigen Crash geben würde.

Aber der kam nicht!

Wir unterhielten uns gesittet über den damals umstrittenen Roman *Die Hütte*, kamen dann irgendwie auf »Zungenreden« und ähnliche Praktiken zu sprechen und schließlich auch auf ihre eigenen Bücher und ihre Herkunft. Dabei erfuhr ich, dass sie als Kind die Bücher von Patricia St. John mit Begeisterung gelesen habe und davon geprägt worden sei. Das war eine enorme Beruhigung für mich. Denn genau diese Bücher (wie auch Patricias Biografie über ihren Vater Harold St. John) hatten wir in unserem Verlag neu herausgegeben und ich hatte sie meinen Kindern früher vorgelesen.

Es war also offensichtlich nicht nur der »charismatische Dünger«, der ihr geistliches Leben geprägt hatte ... Wir waren uns etwas näher gekommen.

2019 war ich dann mit unserer Tochter Debora zum ersten Mal in der »Christlichen Gemeinde Reutlingen«. Es war damals die Zeit, in der es in vielen charismatischen Gemeinden kriselte und ihre Mitglieder reihenweise neue Orientierung suchten. Ich wollte mir auch deswegen unbedingt einen eigenen Eindruck der Gemeinde in Reutlingen und vor allem von den Vollkommern machen. Wir erlebten dort einen Gottesdienst mit dem für mich

etwas gewöhnungsbedürftigen Vorprogramm, aber dann mit einer erstaunlich guten, sachlichen Auslegungspredigt von Helmut Vollkommer über die Stationen Mara und Elim der Wüstenwanderung (2. Mose 15 und 16), über die sich auf jeden Fall alle »Brüder« nur freuen und wundern konnten.

Ich vermerkte in meinem Tagebuch: »Sehr nüchtern, gut, keine Show, klar und deutlich.«

Wir lernten dann beim gemeinsamen Mittagessen der Gemeinde freundliche, offene, ehrliche und auch selbstkritische Geschwister kennen und ich bekam dann tatsächlich von Helmut eine Einladung zur Predigt im nächsten Jahr. Und damit war das Eis gebrochen. Nicht wegen der Einladung – sondern wegen des Vertrauens und der gegenseitigen Wertschätzung, die offensichtlich unser gemeinsamer Herr geschenkt hatte.

Seitdem ist für mich jährlich ein besonderer Sonntag im Juni für eine Predigt in dieser Gemeinde reserviert. Und das war bisher für mich jedes Mal ein besonderer Höhepunkt im Jahr.

Was hat diese längere Vorgeschichte mit diesem vorliegenden Buch zu tun?

Ich habe meine Vorurteile begraben dürfen! Ich bin heute dankbar für die Freundschaft mit diesem Ehepaar und dieser Gemeinde, die keinen anderen Wunsch haben, als im Dschungel der verschiedensten Strömungen im evangelikalen Lager treu dem Wort Gottes zu folgen und zur Ehre Gottes zu dienen.

Der Lebensweg der Vollkommers und ihre zahlreichen, manchmal sehr skurrilen Erlebnisse mit den verschiedensten Vertretern und Gemeinden der charismatischen Szene sind äußerst interessant und aufschlussreich – aber nicht weniger auch mit den sich bibeltreu und konservativ nennenden Gemeindeströmungen wie auch der sogenannten »Brüderbewegung«. Besonders Nicola hat in den letzten Jahren Hunderte von Frauenkreisen und Konferenzen aller Schattierungen erlebt und mit ihren wachen Augen beobachtet.

Daher hatte ich sie bei einem Gespräch angefragt, ob sie ihre Erfahrungen, Beobachtungen und Eindrücke doch einmal zu Papier bringen möchte. Dabei solle sie aber bitte auch kein »Fettnäpfchen« auslassen – sondern freimütig und demütig zugleich die Fehlentwicklungen, Heucheleien und Irrwege in ihrem eigenen Leben, aber auch die Eindrücke, die sie durch die vielen Begegnungen in anderen Gemeinden gewonnen hat, nicht beschönigen oder verschweigen.

Das hat sie nun in diesem Buch getan.

Intelligent, humorvoll, äußerst unterhaltsam, erstaunlich sprachbegabt, oft ungeschminkt, aber nicht verletzend.

Wir alle haben es nötig, gespiegelt zu werden. Egal, welchen Stallgeruch wir an uns tragen und verbreiten. Und weil es kaum noch Brüder gibt, die den Mut haben und bereit sind, die fälligen Prügel für freimütige Offenheit und aufrichtige Korrektur einzustecken, dann sollten wir sehr dankbar sein, wenn eine Schwester mit wachem Auge sich diesem Spießrutenlauf stellt.

*Wolfgang Bühne
im Sommer 2025*

Prolog

Nur einen Wunsch hatten wir als junges, frisch verheiratetes Paar: das Reich Gottes zu bauen und Menschen für Jesus zu gewinnen. Entweder alles oder nichts. Entweder Christsein kompromisslos in jedem Bereich unseres Lebens oder gar kein Christsein. Heiß oder kalt. Ja nicht riskieren, in irgendeiner lauwarmen Grauzone »ausgespuckt« zu werden (vgl. Offenbarung 3,15-16).

Ohne festes Netzwerk und ohne Konfessionszugehörigkeit fanden wir uns in einer Gemeindegemeinschaft, die eher aus Zufall und mit einem Potpourri aus unterschiedlichsten Charakteren entstanden war. Wir waren als junge Anfänger im Dienst für alles offen, was uns erfolgreich machen könnte. Schon in jungen Jahren beschäftigten uns Fragen wie:

- Warum fangen so viele Christen so gut an, enden aber so schlecht?
- Erste Generation feurige Pioniere und Verkündiger, zweite Generation bequeme und lauwarme Diplomaten, dritte Generation fromm angehauchte Weltmenschen – muss das sein?
- Gibt es so etwas wie geistliches Feuer, das nicht in die Jahre kommt und in zynischer, müder Resignation endet? Wenn ja, wo ist es zu finden?

Auf unserer Suche nach Antworten und frei von irgendwelchen Verengungen – positiven oder negativen –, die eine äußere Struktur oder Organisation uns auferlegt hätte, waren wir extrem experimentierfreudig. Und extrem naiv. Der Vorteil: Wir waren frei, das Wort Gottes ernst zu nehmen, ohne uns einen Weg durch sperrige theologische Dickichte kämpfen zu müssen. Der Nachteil: Mehrmals wäre unsere Gemeinschaft an Streitereien zwischen

verschiedenen geistlichen Fraktionen fast zerbrochen. Freundschaften von heute konnten zu jeder Zeit Feindschaften von morgen werden.

»Ich bin des Paulus, ich aber des Apollos, ich aber des Kephas, ich aber Christi« (1. Korinther 1,12). Das war unser Alltag. Nur hatten die Lobbys und Fangemeinden andere Namen.

»Wenn dann jemand zu euch sagt: Siehe, hier ist der Christus, oder dort!, so glaubt es nicht! Denn es werden falsche Christusse und falsche Propheten aufstehen und werden große Zeichen und Wunder tun, um, wenn möglich, auch die Auserwählten zu verführen« (Matthäus 24,23-24). Auch das war zeitweise unser Alltag. Das Gefährlichste an den Verführungen, vor denen Jesus warnt, ist, dass die Verführten gar nicht – oder erst zu spät – merken, dass sie verführt worden sind.

Irrlehre schleicht sich
eher durch Einschüch-
terung und falsche
Harmoniebedürftig-
keit in unsere Gemein-
den ein als durch
biblische Unkenntnis.

Zuversichtlich und mit einem Hauch Anmaßung, dass wir mit unserer Hingabe an Jesus und sein Wort für die Gefahren, auf die unser Herr und Paulus hinweisen, niemals anfällig sein würden, entdeckten wir, dass die Taktiken der »alten Schlange« wie eh und je an Raffinesse nicht zu überbieten sind. Der

Feind tritt nicht feuerspuckend mit Hörnern und gefletschten Zähnen auf, sondern fröhlich strahlend und mit einer Bibel in der einen und einem Abendmahlskelch oder ein paar vermeintlichen Geistesgaben in der anderen Hand. Es ist irgendwie gemein. Ein ungutes Bauchgefühl – wie wir zu unserem Leidwesen immer wieder erfahren mussten – reicht oft nicht, um den Forderungen und Überzeugungen starker und selbstsicherer Mitchristen in einer Gemeinde zu widerstehen. Irrlehre schleicht sich eher durch Einschüchterung und falsche Harmoniebedürftigkeit in unsere Gemeinden ein als durch biblische Unkenntnis.

Einen Bonus hatten wir bei der ungewöhnlichen Art, wie unsere Gemeindegemeinschaft begann: Wir kannten uns nach wenigen Jahren im Minenfeld der deutschen Frömmigkeit überdurchschnittlich gut aus. Ohne es jemals zu beabsichtigen, saßen wir in der ersten Reihe bei eindrucksvollen Kanzelauftritten bekannter Prediger und Redner und bekamen auch Einblicke hinter die Kulissen. Dort, wo es interessant ist, wo man die »Prominenten, Reichen und Schönen« des Reiches Gottes so erlebt, wie sie wirklich sind – nachdem die verehrenden Zuhörer und Fans nach Hause gefahren sind und die Lichter im Saal, die professionellen Power-Point-Präsentationen, die Mikrofone ausgeschaltet und die Bibeln zugeschlagen sind. Skandale haben etwas Faszinierendes. Die Regenbogenpresse lebt von ihnen. Christliche Skandale – wovon es wahrhaftig in den letzten Jahren jede Menge gab – haben etwas besonders Faszinierendes an sich, weil sie die gähnende Kluft zwischen Verkündigung und Lebensstil offenbaren. Heuchelei ist die Charaktereigenschaft, aus der die spannendsten Bösewichte sowohl in Romanen und Geschichten jeder Couleur als auch im realen Leben gemacht sind. Wir alle sind dafür extrem anfällig.

»Ich bin gemeindegeschädigt!«, verkündete einmal eine erstmalige Gottesdienstbesucherin mit etwas Stolz in der Stimme. »Sind wir das nicht alle?«, murmelte ich, halb im Scherz. »Geschädigt, ja. Von Gemeinde, aber nicht hauptsächlich von der eigenen Sünde? Vom Leben überhaupt? Von unseren Erfahrungen mit unseren Mitchristen? Sind wir nicht alle etwas schräg, komisch, gebrochen? Versager auf ganzer Linie?« *Klingt nicht wie gutes Werbematerial für Gottes Wirken auf Erden*, dachte ich nachher. Sind wir Christen nicht – wie auch alle anderen Menschen – mitgeprägt von einem Cocktail aus toxischen Erlebnissen, zweifelhaften Hintergründen und dunklen Einflüssen?

Im Laufe der Jahre kam mir ein neuer Gedanke: Ob nicht eher in den Abgründen des Lebens bleibendes geistliches Feuer zu finden ist als an den Sonnentagen? Dass Heilsgeschichte in den Schatten des Schicksals geschrieben wird, nicht in den Höhenflügen? Wenn sogar Jesus Gehorsam lernte durch das, was er erlitten hat (vgl. Hebräer 5,8), und nicht durch den Beifall, den er bekommen hat, dann dürfen auch wir erst recht unsere Trärentäler als Zeichen von Gottes Gunst betrachten, nicht als Zeichen seiner Missgunst.

In diesem Buch habe ich aus meinen Tagebüchern Anekdoten über Pleiten, Pech und Pannen auf unserer Suche nach geistlichem Feuer gesammelt. Manches zum Heulen und Fremdschämen, manches hoffentlich zum Schmunzeln. Zwischendrin manche Entdeckungen, die ich im Wort Gottes machte und die mir wieder Hoffnung gaben. Ich habe Situationen geändert und Decknamen verwendet, um die Identität von noch lebenden Personen zu schützen. Ich würde mich freuen, wenn hier und da Mitchristen anhand unserer Erlebnisse Mut fassen würden – und vielleicht Teile ihrer eigenen Geschichten entdecken und schmunzeln!

*Nicola Vollkommer
im Mai 2025*

1. Des Bücherschreibens ist kein Ende

Eine Reise durch Bücherregale

Bücher auszuräumen und zu entsorgen, tut weh. Auch wenn ich mir ziemlich sicher bin, dass ich manche meiner Bücher nie wieder lesen werde, bin ich gerne von ihnen umgeben. Sie haben etwas Vertrautes, wie langjährige Freunde. Alte, abgegriffene Hüllen, vergilbte Seiten mit Eselsohren, Teeflecken, gekritzelten Kommentaren, manche davon unlesbar und verblichen, verbinden mich mit meiner Kindheit und Jugend. Und erst der Duft der Bücher! Manche Bücher erinnern mich an Papas Büro in Afrika mit Papierklammern, Stempeln, einer manuellen Schreibmaschine und einem Spiritusdrucker (so etwas gibt es heute gar nicht mehr). Manche Bücher verströmen einen muffigen, schimmeligen Duft. Sie stammen aus der Sammlung meiner Mutter und wurden jahrelang in Kartons aufbewahrt. Sie sind einfach da, wurden nie von uns gelesen, aber man will nicht ohne sie sein.

Als wir neulich vor der Herausforderung standen, unsere gesamten Habseligkeiten für einen Umzug auf gerade noch 65 Quadratmeter zu reduzieren, hatte die Stunde geschlagen, auch für unsere großzügig bestückten Bücherregale: Von etwa der Hälfte der Bücher mussten wir uns wohl oder übel trennen.

Die Aufgabe des Aussortierens fiel mir als Leseratte der Familie und chronischer Büchersammlerin zu. Eine ganze Reihe der Schriftwerke kam sofort in die Kiste, auf der »Verschenken oder Rauswerfen« stand. Das waren Bücher, von denen ich nicht einmal wusste, woher sie kamen und warum sie bei uns waren.

Eine Kategorie von Büchern legte ich sehr bereitwillig und mit einem milden Lächeln in diese Kiste, denn ich war erleichtert über die Aussicht, sie nicht mehr zu Gesicht bekommen zu müssen, starrten sie mich doch seit Jahren mit schweigendem Misstrauen aus dem Regal an. Es waren all die »How-to«-Bücher zu Themen wie »wirksames Christsein«, »biblische Kindererziehung« und »effektiver Gemeindebau«. Eine zusammengewürfelte, kunterbunte Sammlung von Gebrauchsanleitungen, Tipps, Erkenntnissen und Erfolgsformeln aus jeder erdenklichen geistlichen Modebewegung, angefangen mit unseren Dienstanfängen Mitte der 1980er-Jahre. »Powerevangelisation.« »Explosives Gemeindegewachstum.« »Eine Kultur ändern im Auftrag Gottes.« »Transformation.« »Mission, die Frucht bringt.« »Familie nach dem Plan Gottes.« »Kinder stabil machen.« Ein Superlativ nach dem anderen! Und die Fotos auf den Covern erst! Es sind die gleichen Fotos, die mir in den sozialen Medien heute begegnen. Der ultimative geistliche Held, manchmal kniend, mit ergriffenem, nach oben gerichtetem Blick, Mikrofon in der Hand, umgeben von rotem, nebligem Licht, Menschenmassen zu seinen Füßen, die an jedem Wort hängen, das er sagt. Strahlende, anbetende Kinder Gottes. Volle Versammlungssäle, grinsende christliche Musterfamilien auf Fahrrädern. Das Gefühl, das mich überkam, als die Kiste immer voller wurde, war nicht Resignation oder Bitterkeit, weil es alles »doch nichts gebracht« hatte. Die Bücher enthielten ja durchaus eine Menge guter Impulse.

Das Gefühl, das ich hatte, war vielmehr schlichte Müdigkeit. Es ist wohl das gleiche Gefühl, das Sisyphus aus der griechischen Mythologie gehabt haben muss. Der Sage nach wurde dieser arme Held für seine Untaten in die Unterwelt verbannt, wo seine Strafe darin bestand, einen Felsblock einen steilen Hang hinaufzurollen. Ihm entglitt jedoch der Stein stets kurz vor Erreichen des Gipfels, sodass er mit seiner Arbeit immer wieder von vorne anfangen musste.

Gemeindebau, Missionsdienst, Reich-Gottes-Arbeit ist, im wahrsten Sinne des Wortes, »Sisyphusarbeit«. Oder sie fühlt sich zumindest so an. Das Gefühl, einer Aufgabe nie gewachsen zu sein. Dies und jenes und viele verschiedene Formeln ausprobiert zu haben, aber nie reicht es aus. Fast am Ziel, aber dann doch nicht. Einen Schritt nach vorn zu marschieren, dann zwei zurück, wieder einen vor, zwei zurück und dann eine Weile lang auf der Stelle zu treten. Hin und wieder kurz vor dem Absturz zu sein. So ähnlich ist es manchmal auch in der Kindererziehung: Egal, was man tut: Es kann auch negative Folgen haben. Aber gar nichts zu tun, hat auch negative Folgen.

»Schade, dass du kein BWL studiert hast!«, sagte ein junger, dynamischer Mitarbeiter einmal zu meinem Mann mit einem mitleidsvollen Kopfschütteln. »Dann wüsstest du, wie man Strategien entwirft, Ziele setzt, eine Zielkundschaft anvisiert, Medienmanagement, Teambuilding, Fundraising und Kommunikationswissenschaft betreibt, um konkrete Ergebnisse zu erzielen.« Das war die Zeit, in der besucherfreundlicher Gemeindebau im Trend war. Tabellen und Grafiken wurden bei jedem Gemeindebau-seminar an die Wand geworfen. »Vision Casting« hieß das im Fachjargon. Willow Creek & Co. sorgten für Schlagzeilen in der christlichen Welt, auch in Deutschland. Gottesdienst als Unterhaltungsmoment für Weltlinge. Die Leute sollen nächsten Sonntag wiederkommen wollen und ihre Freunde mitbringen.

Dann gab es das *12er-System der Hauskreisvervielfältigung*. Irgendwo in Südamerika hatte es zu exponentiellem Gemeindegewachstum geführt, und das Konzept sollte nun in alle Welt exportiert werden. Zwölf frisch bekehrte Gläubige in einem Hauskreis, die so dynamisch mit Jesus unterwegs sind, dass aus dem einen Kreis bald zwei Kreise werden. Aufgefüllt auf zwölf, dann wieder geteilt. Jesus hatte zwölf Jünger und ist mit diesem Konzept nicht

schlecht gefahren, also sollten wir es genauso machen. Es klang so einfach. Nur ... es bekehrte sich niemand! Die Zwölfer-Gruppen, die enthusiastische Gemeindemitarbeiter in unserem Umfeld gründeten, drehten sich im Kreis, bis ihnen der Gesprächsstoff ausging, ihre Jugendlichen vor lauter Langeweile davonspazierten und sie schließlich im Streit auseinander gingen. Also war es doch nichts mit der magischen Zahl Zwölf! Der südkoreanische Prediger Yonggi Cho und seine Zellgruppen waren eine Zeit lang im Trend. Gleiches Prinzip, gleiches Ergebnis – bzw. Nicht-Ergebnis.

Später platzten niederschwellige Wohlfühlgottesdienste in die Szene hinein. »Das gesamte Treiben muss unbedingt kundenorientiert sein!«, wurden wir belehrt. Was wollen die Leute hören? Kirche am Puls der Zeit, State-of-the-Art-Bühnenbild mit professioneller Besetzung. Nebelmaschine. Lobpreisteam mit Casting, damit nur wirklich kameratüchtige Leute auf der Bühne stehen. Dazu gab es auch eine Reihe Bücher auf meinem Stapel. Und dann die ganzen Heiliger-Geist-Geschichten! Das Feuer der Erweckung brennt in Afrika (warum brennt es eigentlich immer irgendwo anders?), es soll jetzt nach Deutschland importiert werden. Also machten wir Feuerkonferenzen. Es klang so einfach. Genug Stimmung, Salbung, Atmosphäre heraufbeschwören – und alles Weitere würde sich von allein ergeben. Auch hierzu gab es Bücher mit Titeln wie »Geisterfüllt leben«, »Gemeinde im Heiligen Geist« oder »Als das Feuer kam«. Schreien, heulen, reihenweise umkippen und flach auf dem Boden liegen, Musik ohne Ende – dann würde Gott schon was machen! Die Ähnlichkeit mit dem Treiben der Baalspropheten auf dem Berg Karmel (»Schreit doch lauter!«, spottete Elia; vgl. 1. Könige 18,27) schob ich eine Zeit lang von mir weg, bis ich sie nicht mehr übersehen konnte.

Ich legte weitere Bücher in die Kiste. Klassische Bände der Kirchengeschichte, die uns in der »rechten Lehre« aufklärten.

Ernst dreinschauende, bärtige Männer auf den Covern, mit riesigen Bibeln in der Hand. Unterweisung in der richtigen Dogmatik. Warum wissen diese Leute, wie die Bibel es wirklich gemeint hat, und die anderen wissen es nicht? Seitenweise theologische Begriffe, die für den Durchschnittschrsten eine Fremdsprache sind – und für die Menschen der Welt erst recht! Ein Exklusivverein der Aufgeklärten. Erst wenn du in jedem Punkt der Endzeitlehre mit ihnen übereinstimmst, gehörst du dazu. *Uns würden sie vermutlich nicht mal in den Himmel hineinlassen*, seufzte ich.

Alle Teile dieser außerordentlichen Sammlung aus dem Markt der frommen Möglichkeiten hatten eine Sache gemeinsam: Auf eine bestimmte Ursache folgt eine bestimmte Wirkung. Ich mache das, was ich machen soll, und das richtige Ergebnis ist garantiert. Münze oben rein, Produkt unten raus. Es sitzt so tief in uns drin, dass wir es selbst nicht merken. Unser ganzes Leben und Denken als westliche Christen ist von diesem Prinzip geprägt, auch unser christliches Denken. Leistung bringen und belohnt werden. Auf den richtigen Knopf drücken und die gewünschten Ergebnisse erzielen. Die fieberhafte Suche nach diesem richtigen roten Knopf, auf den man drücken muss, und dann läuft alles von allein – falls man vorher nicht schon vor lauter theologischem Stress einen Nervenzusammenbruch hat ...

Das eine Buch, das heraussticht

Als gute Christen hatten wir natürlich auch ein ganzes Regal voller Bibeln. Verschiedene Übersetzungen aus verschiedenen Lebensphasen. Die »Revised Standard Version« mit Goldschnitt und dünnem Papier, ein Geschenk von meinem Vater zu meinem 14. Geburtstag. Wie oft hat mein lieber Dad mir geholfen, die Hürdenläufe der Gemeindearbeit nicht zu ernst zu nehmen und mich

aufs Wesentliche zu fokussieren! Da steht es vorne in der Bibel in seiner winzigen, sauberen Schrift, die mir seit seinem Tod jedes Mal einen Stich durchs Herz treibt: *»What does the Lord thy God require of thee, but to seek justice, love mercy and walk humbly with thy God?«* (Micha 6,8). Was fordert der Herr, mein Gott, anderes von mir, als Gerechtigkeit zu suchen, Gnade zu lieben und demütig zu wandeln mit meinem Gott?

Die modernere »New International Version« aus meiner Studentenzeit. Dann eine französische Bibel, eine uralte Bibel in gotischer Schrift von meinem deutschen Großvater mütterlicherseits. Verschiedene deutsche Übersetzungen, die mein Mann gesammelt hat. Ein besonders sperriges Stück hielt ich länger in den Händen. Es war bei den Büchern gewesen, die mein Vater vor seinem Tod in eine Kiste gepackt hatte – ich war bis jetzt noch nicht dazu gekommen, mir diese Bibel richtig anzuschauen. Vorne standen in kindlicher Schrift die Worte »Sophie Priest« mit einem unlesbaren Datum, das mit 18 begann. Ich fand ein von Hand gesticktes Lesezeichen mit den Worten »The Bible – our Guide to Life« – »Die Bibel – unser Wegweiser zum Leben«. Ein kleiner Stapel vergilbter Zettel, aus methodistischen Zeitschriften ausgeschnitten, mit Strophen von alten Chorälen, Gedichten und mutmachenden Sprüchen in winziger Schrift, manche rot markiert. *Die Methodistenbewegung kann damals noch nicht sehr alt gewesen sein*, dachte ich. Sophie Priest war die Urgroßmutter meines Vaters. Vorsichtig blätterte ich durch die Seiten.

Mittendrin, bei Psalm 119, entdeckte ich Rosenblätter, die die Besitzerin der Bibel hier hineingelegt hatte. Gepresste Blütenblätter, mindestens 150 Jahre alt, so hauchdünn und zart, dass ich mich kaum traute, sie anzufassen. Ich kramte in alten Familienbildern meines Vaters und entdeckte Sophie als erwachsene Frau mittleren Alters. Feierlich, ernst, ganz in Schwarz und bis zum Hals

zugeknöpft, wie eine adlige Dame aus einem Regency-Roman gekleidet. Am meisten faszinierte mich ihr Gesichtsausdruck. Klare, aber liebevolle Augen blickten mich unter einem schwarzen Hut, der mit einer einzigen Feder verziert war, freundlich an. Modisch, aufrecht, zuversichtlich, korrekt, aber gleichzeitig herzlich und aufgeschlossen. *Genau, wie eine Frau aussehen müsste, die Rosenblätter in ihre Bibel legt*, dachte ich. *Eine Frau, die Strophen von Chorälen ausschneidet und in mühevoller Kleinarbeit die Worte »Die Bibel – unser Wegweiser zum Leben« sticht.* Ich hätte sie so gerne kennengelernt.

Ich beschloss, am nächsten Tag meiner Klasse in der Schule die alte Bibel mit den Rosenblättern in der Morgenandacht zu zeigen. Ich würde mit meinen Schülern Psalm 119 lesen und ihnen erzählen, dass dieses Buch zwar viele wichtige Regeln enthält, aber kein blutleerer Gesetzeskatalog ist. Dass auf ihren Seiten spannende Gleichnisse und mitreißende Geschichten erzählt werden, aber dass sie keine Sammlung alter Mythen ist. Psalm 119, das Loblied auf das Wort Gottes, enthält acht Mal das Wort »Lust«, sieben Mal das Gebet »belebe mich«. Weitere Schlüsselbegriffe, die in diesem Psalm im Zusammenhang mit dem Wort Gottes genannt werden, sind: »Sehnsucht«, »Beute«, »Furcht«, »Ratgeber«, »Freude«. Das klingt gar nicht nach trockenen Formeln, sondern eher nach geistlicher Leidenschaft. Es klingt nach dem fehlenden Puzzlestück in der langen Liste von Titeln, die ich in die Bücherkiste zum Entsorgen gelegt hatte.

Manchmal muss man in der Tat ein Kind sein, um die wichtigsten Dinge im Reich Gottes zu begreifen.

Manchmal liegt die Antwort direkt vor unserer Nase. Manchmal so offensichtlich, dass wir sie nicht sehen. Manchmal so einfach, dass wir direkt an ihr vorbeisehen. Manchmal muss man in der Tat ein Kind sein, um die wichtigsten Dinge im Reich Gottes zu begreifen.

Back to the Basics: »Habt ihr nicht gelesen?«

Vielleicht müssen wir häufiger das erleben, was *nicht* funktioniert, bevor wir uns mit einem erleichterten Seufzen wieder dem *einen* Buch zuwenden, das wir niemals auf den Stapel der zu entsorgenden »How-to«-Bücher legen dürfen. Dem Buch, das uns schon von vornherein sagte, dass es »nichts Neues unter der Sonne« gibt (vgl. Prediger 1,9). Dem Drehbuch, in dem der Autor selbst uns die Last des »Alles-richtig-machen-Müssens« von den Schultern nimmt und uns verspricht: »Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht« (vgl. Matthäus 11,30). Er hat keine Formel für eine salonfähige, vorzeigbare Frömmigkeit im Gepäck, sondern etwas viel Besseres: seine Person, seine Nähe und die Garantie seiner bedingungslosen Hingabe an die, die ihn lieben und bemüht sind, in seinen Fußstapfen zu laufen.

Vor fünf Jahren saß ich nach dem letzten Abschied von meinem geliebten Vater im Flughafen in Birmingham, England, und wartete auf den Flieger, der mich zurück nach Stuttgart bringen sollte. Die Aussicht auf den verheerendsten Verlust meines bisherigen Lebens kam mir unerträglich vor. Es war klar, dass mein nächster Englandflug in Kürze der Flug zur Beerdigung meines Vaters sein würde. Gott schien mir unerreichbar weit weg zu sein. Das Buch »Wege durch die Trauer«, das jemand mir wohlmeinend in die Hand gedrückt hatte, klappte ich zu, stopfte es in meine Reisetasche und holte stattdessen eine Packung frischer Taschentücher heraus.

In meiner Verzweiflung schrieb ich eine E-Mail an meine Schwester. »Wie zieht man eine zerdrückte Seele aus ihrem rasanten Sinkflug wieder nach oben?«, fragte ich sie. Ich hatte auf alles Lust, nur nicht auf dieses Flugzeug, das mich wieder zurück nach Deutschland bringen sollte. Die Antwort meiner Schwester war eindeutig.

»Das, was du gerade *fühlst*, ist nicht relevant, Nicola. Schlage deine Bibel auf und schreib eine Liste von all den Dingen auf, die du *weißt*. In turbulenten Zeiten sind es unsere Überzeugungen, die uns durchtragen, nicht unsere Gefühle.«

Aus dem Gedächtnis heraus kritzelte ich alles auf einen Zettel, was mir einfiel. Ich *weiß*, dass mein Erlöser lebt (nicht: ich *denke, fühle, hoffe, bete, glaube*; vgl. Hiob 19,25). Seine Verheißungen sind Ja und Amen in Christus (vgl. 2. Korinther 1,20). Es steht geschrieben (diese Formulierung finden wir viele Male in seinem Wort). Ich bin *gewiss*, dass mich nichts von der Liebe Christi trennen kann (vgl. Römer 8,38-39). »Ich *weiß*, an wen ich glaube« – so überzeugt war Paulus (vgl. 2. Timotheus 1,12). »Ihr *wisst*, dass ihr das ewige Leben habt« (vgl. 1. Johannes 5,13). Wir *wissen*, dass, wenn er erscheinen wird, wir ihm gleich sein werden (vgl. 1. Johannes 3,2). Dann Jesu Frage an die Pharisäer: »Habt ihr nicht *gelesen ...?*« (vgl. Matthäus 12,3; 19,4; 22,31). Mein Mann hatte gerade über diese Worte gepredigt. Jesus fragte nicht: »Habt ihr nicht *gefühlt, erkannt, eingesehen, geglaubt ...?*« Es fiel mir neu auf, dass die Sprache der Bibel oft so anders ist als die Sprache meiner eigenen Seele. Belastbare Fakten – nicht subjektive und wechselhafte Empfindungen. Eine Wirklichkeit jenseits der flüchtigen Launen dieses Lebens. Eine größere Geschichte, die weiterläuft, selbst wenn meine eigene stillzustehen scheint. In diesem Moment hatte ich wieder einmal das Gefühl, als ob ich dieses Buch zum ersten Mal in meinen Händen halten und diese zeitlosen Aussagen zum ersten Mal lesen würde.

»Das, was du gerade *fühlst*, ist nicht relevant, Nicola. Schlage deine Bibel auf und schreib eine Liste von all den Dingen auf, die du *weißt*. In turbulenten Zeiten sind es unsere Überzeugungen, die uns durchtragen, nicht unsere Gefühle.«

Die alten Worte – für mich geschrieben?

Genau das haben zwei müde, ausgebrannte Freunde Jesu eines Abends auf unvergessliche Weise erlebt. So sehr hatten sie gehofft, »dass er (Jesus) der sei, der Israel erlösen solle« (Lukas 24,21). Resignation, Enttäuschung, tiefe Trauer, panische Angst, das beklemmende Gefühl, drei Jahre lang auf das falsche Pferd gesetzt zu haben, die falsche Leiter hochgeklettert zu sein, in der falschen Warteschlange gestanden zu haben. Fast jede Bibelgeschichte fängt mit irgendwelchen gebeugten, gebrochenen Gestalten an. Hier finde ich mich wieder.

Ein Fußmarsch von Jerusalem zu einem Dorf namens Emmaus stellt ihr Leben auf den Kopf. Worte aus dem Mund des Herrn, gebrochenes Brot und Krümel auf dem Tisch, halb leere Weinbecher, die Gegenwart des auferstandenen Christus – und die Männer sind wie ausgewechselt! Ihr eigener Kommentar dazu ist uns im Lukasevangelium überliefert: *»Brannte nicht unser Herz in uns, wie er auf dem Weg zu uns redete und wie er uns die Schriften öffnete?«* (Lukas 24,32). Mit strahlenden Augen, glühenden Herzen und überfließendem Mund eilen sie los, um ihre Freunde zu finden und die Welt zu verändern. Es ist der Startschuss für die dynamischste Gemeindebewegung der Kirchengeschichte: die Urgemeinde.

Dabei hat Jesus nichts Sensationelles mit ihnen gemacht. Es war so schlicht und einfach. »Nur« eine Bibelarbeit. Aber was für eine!

»Ihr Unverständigen und im Herzen zu träge, an alles zu glauben, was die Propheten geredet haben! Musste nicht der Christus dies leiden und in seine Herrlichkeit hineingehen? Und von Mose und von allen Propheten anfangend, erklärte er ihnen in allen Schriften das, was ihn betraf« (Lukas 24,25-27).

Was bespricht der Herr mit den Männern? Die Vorgeschichte. Christus im Alten Testament. Die Vorschau auf Golgatha in Geheimsprache auf fast jeder Seite der Thora. Es ist ein Turbo-Gang durch die gesamten Schriften. Er betont die Notwendigkeit des Sühnetods des Messias, die Glaubwürdigkeit der Mose-Bücher (und zwar vom ersten Kapitel an), die Inspiration der gesamten Schriften. Vielleicht tut er es mit einem Wink in unsere Richtung und einem Seitenhieb auf jene Theologen der Neuzeit, die den Kreuzestod Jesu entmachten, den biblischen Schöpfungsbericht als Mythos abtun und generell die Verbindlichkeit der alttestamentlichen Schriften relativieren wollen?

Später wiederholt Jesus in der Runde der Jünger: *»Dies sind meine Worte, die ich zu euch redete, als ich noch bei euch war, dass alles erfüllt werden muss, was über mich geschrieben steht in dem Gesetz Moses und in den Propheten und Psalmen. Dann öffnete er ihnen den Sinn dafür, die Schriften zu verstehen, und sprach zu ihnen: So steht geschrieben ...«* (Lukas 24,44-46).

Seinen Standardspruch »es steht geschrieben« kennen wir aus einer anderen Geschichte. Er war seine Waffe schlechthin gegen die verlockende Einladung des Feindes, einen Umweg um das Kreuz herum zu machen und Ruhm, Ehre, Ansehen und fleischliche Sättigung auf eigene Faust zu suchen, anstatt den Weg nach Golgatha einzuschlagen (vgl. Matthäus 4,4.7.10).

Auf dem Weg nach Emmaus lädt er seine Freunde dazu ein, aus der ersten Reihe, als erste Zeugen, in das Panorama von Gottes Heilsplan für diese Welt hineinzublicken. Er lädt sie ein, Teil der großen Geschichte zu sein, die mit dem Anfang von 1. Mose begann und im herrlichen Triumphzug des Lammes Gottes in der Offenbarung des Johannes enden wird. Liegt hier vielleicht das Geheimnis für die Kraft, welche die Herzen der Emmaus-Jünger wieder höherschlagen lässt und sie ins Staunen versetzt? Nicht, weil sie die Richtigkeit des

geoffenbarten Wortes Gottes mit trockener Nüchternheit abnicken. Nicht, weil sie einen plötzlichen Gefühlsausbruch erleben in ihrer Erleichterung, dem auferstandenen Jesus zu begegnen – obwohl das alles wahrscheinlich auch Teil ihres Erlebens ist. Es ist auch kein künstlich erzeugtes Brennen nach dem Motto »wir ahmen die Gestik nach, machen die passenden Geräusche dazu, dann passiert etwas«. Sie versuchen kein *Fake it till you make it*, wie die Amerikaner sagen (= »Tue so als ob, dann wird es geschehen«).

Diese ersten
Nachfolger Jesu
sind fast alle den
Märtyrertod
gestorben, weil
das, was sie erlebt
haben, ... ihnen
wichtiger war als
ihr eigenes Leben.

Nein, das Brennen, die Freude, die Begeisterung, die wir immer wieder in der Bibel finden, gleichen vielmehr dem Jubel nach einer bestandenen Prüfung oder der Ekstase, wenn die große Liebe zum Heiratsantrag endlich *Ja* sagt. Sie ist wie die Feststimmung nach der Eroberung einer begehrten Trophäe oder dem entscheidenden Tor bei der Fußballmeisterschaft, wie die Entwarnung nach einem besorgniserregenden Arztbefund. Und sie ist noch viel mehr als das, weil sie eine bleibende

Freude ist. Diese ersten Nachfolger Jesu sind fast alle den Märtyrertod gestorben, weil das, was sie erlebt haben, sie dermaßen ergriffen hat, dass es ihnen wichtiger war als ihr eigenes Leben.

Können Herzen auch in unserer eiskalten Kultur zweitausend Jahre später wieder anfangen zu brennen? Ich würde mich nie anmaßen, zu behaupten, dieses Feuer gefunden zu haben. Ich bin immer noch auf der Suche und werde es vermutlich bis zu meinem Lebensende bleiben. Aber hier und da – nicht nur im Wort Gottes, sondern auch in den Biografien von Christen, die ich bewundere, sowie in Beziehungen zu noch lebenden Vorbildern im Glauben – habe ich ein Strahlen und eine Freude gesehen, die ich beneide und von der ich etwas lernen möchte.

2. Leichtigkeit leicht gemacht

»Das christliche Leben ist das einfachste, fröhlichste und unbeschwerteste Leben, wenn es gelebt wird, wie Jesus es gelehrt hat.«¹

»How-to«-Bücher mögen hier und da ihren Platz haben. Bleibende Wirkung auf unser Leben haben jedoch nicht Bücher, sondern Menschen. Menschen, die uns prägen und begleiten oder deren Biografien wir immer wieder lesen, falls wir nicht in den Genuss gekommen sind, sie live erleben zu können.

In den christlichen Kreisen, in denen ich aufwuchs, galt Deutschland geistlich als »schwieriges Pflaster« für jeden christlichen Dienst – eine Bezeichnung, die ich nie so richtig ernst nahm, weil fast jeder Christ, den ich kenne, sein »Pflaster« als »besonders schwierig« ansieht. Dass manche deutsche Christen ihrem Ruf gerecht wurden, überdurchschnittlich streitsüchtig, verbissen und selbstüberzeugt zu sein, musste ich nach einigen Jahren in Deutschland allerdings eingestehen. Deshalb merkte ich auf, als wir einen

Bleibende Wirkung
auf unser Leben
haben jedoch nicht
Bücher, sondern
Menschen. Men-
schen, die uns
prägen und beglei-
ten oder deren Bio-
grafien wir immer
wieder lesen ...

Rat bekamen, den ich auf keinem geistlichen Seminar, auf keiner Konferenz und auch nicht in der Bibelschule gehört hatte. Aber es war der beste und weiseste Rat, den ich jemals in die Tat umsetzen durfte. Er lautet: *Finde, wenn möglich, etwas Lustiges in allem, was du erlebst, und lache herzlich darüber!*

¹ Chambers, Oswald: *Bis Christus euer Leben prägt*, Witten: SCM R. Brockhaus, 2014, S. 12.

Dieser Rat kam von meinem Onkel John Sperry – von seinen Freunden und unserer Familie »Jack« genannt –, dem Bruder meines Vaters. Er hatte sein Leben als Missionar, Pfarrer und später als Bischof beim Inuit-Volk in der Arktis verbracht. In den Härten eines Lebens bei minus 60 Grad Celsius und mitten in den unvorstellbaren Widrigkeiten der Arktis in den 1950er-Jahren wäre er vermutlich ohne einen ausgeprägten Sinn für Humor wahnsinnig geworden!

Onkel Jack war ein beliebter Gast bei uns zu Hause, in unserer Kindheit in Afrika und England wie auch später bei meiner eigenen Familie in Deutschland. Er war einer von jenem ungewöhnlichen Schlag Mensch, der extrem begabt war und sich von Gott stark gebrauchen ließ, aber fast nie von sich aus davon redete. Wenn jemand ihn in seinem Beisein als geistlichen Helden bezeichnet hätte, hätte er nur den Kopf geschüttelt und laut gelacht. Er saß dreimal zu Tisch bei einem Bankett mit der Königin von England, war auf Augenhöhe mit allem, was in Kanada Rang und Namen hatte, sowohl in der kirchlichen als auch in der politischen Welt, und trotzdem kannte er die Namen von unseren Hasen und fragte unsere Kinder regelmäßig nach ihrem (der Hasen wie auch der Kinder) Wohlergehen.

Was letztlich unser Herz als Kinder für ihn gewann, waren nicht seine Unterredungen mit der Queen oder seine Ernennung zum Bischof der Arktis, sondern seine kurzen Tischgebete. Sie waren eine erfrischende Abwechslung von den vielen Missionaren, Predigern und sonstigen geistlichen Leuten, die bei uns ein und aus gingen und die nervige Gewohnheit hatten, lange Predigten in ihren Tischgebeten unterzubringen. Sie brachten es fertig – ohne Rücksicht auf knurrende Mägen, die mit oder ohne Tischgebet unendlich dankbar für das Essen waren, mit dem sie gleich gefüllt werden würden –, den ganzen Globus zu umbeten, von

den verfolgten Geschwistern in Saudi-Arabien bis hin zu theologischen Auslegungen zu den apokalyptischen Reitern aus der Offenbarung. Letzteres Tischgebet kam von einem Prediger, der mit der unmittelbaren Wiederkunft des Herrn rechnete. Onkel Jacks Gebete gingen eher in Richtung *Danke, Herr! Und los geht's!* Ob ein Herz gewonnen wird oder nicht, entscheidet sich oft an den Kleinigkeiten.

Ich war zu dem Schluss gekommen, dass man auch ohne minus 60 Grad einen guten Schuss Humor braucht, um die Arbeit auf Gottes Erntefeld halbwegs durchzustehen. Langfristig zumindest. Natürlich kann man nicht über alles lachen, das wusste auch mein Onkel nur zu gut. Er lebte und diente ja in einer Kultur, in der die Lebenserwartung der leidgeprüften Bevölkerung nur bei etwa vierzig Jahren lag. Die Kindersterblichkeit war ähnlich hoch wie bei uns in Afrika. Eine junge Mutter konnte sich glücklich schätzen, wenn sie die Hälfte der Säuglinge behalten und erziehen durfte, die sie auf die Welt brachte. Eine Geburt als Mutter zu überleben, war bereits ein Grund zur Dankbarkeit. Aber Humor hilft auf jeden Fall, das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen, und ist immer ein guter Anfang. Immer wieder – vor allem in Grenzsituationen – übte ich mich darin, alles durch die Augen meines Onkels zu sehen.

Deutsche Ökumene – live und lustig

Ich erinnerte mich an seine Worte an einem unvergesslichen Tag, an dem wir die ökumenischste Hochzeit in der Geschichte unserer Gemeinde feiern durften. Evangelischer Hochadel trifft auf freikirchliches Fußvolk, alles Mögliche dazwischen, Bekannte und Freunde aus jeder erdenklichen kirchlichen Richtung versammeln sich in einem Biotop deutscher Frömmigkeit – und das

ausgerechnet in unserem Gemeindesaal! Mein Nervenkostüm ist in höchster Alarmbereitschaft, entwaffnende Kurzantworten auf komplizierte Standardfragen sind parat. *Hoffentlich kommt keiner zu schnell darauf, dass der Gemeindeleiter hier mein Mann ist!*, denke ich.

Während ich meine Jacke an die Garderobe hänge, geht es schon los. Eine frisch eingetroffene kirchliche Funktionärin erzählt ihrer Begleiterin lautstark, es sei normalerweise unter ihrer Würde, eine Freikirche zu betreten, sie sei nur wegen ihrer Cousine gekommen. Und außerdem, ein Traugottesdienst in einer ehemaligen Fabrikhalle? Wie unanständig! Beten ohne Turm und Glocke? Unvorstellbar!

Ihr dicht auf den Fersen kommt ein junger Mann mit Piercings und löcherigen Jeans in den Saal (die Sorte Jeans, die absichtlich löcherig sind, war gerade in die Mode gekommen). Er begutachtet naserümpfend den abgenutzten Teppich und möchte unbedingt das Mischpult sehen. Zur Location einer modernen Church gehöre doch State-of-the-Art-Equipment, meint er. Er will wissen, welche Beleuchtung wir für unsere Praise-and-Worship-Sessions haben, und belehrt den gestressten Techniker über die Wichtigkeit von Klangteppichen und Soundmixing. Der »Landepunkt« einer Predigt sei doch viel effektiver, wenn die passende Hintergrundmusik die Verkündigung untermauern würde.

Zwei junge Frauen hoffen auf einen gesalbten Gottesdienst mit starken Kraftwirkungen des Heiligen Geistes. Ja, sogar bei einer Trauung – so ihr Eindruck vom Herrn – wird der Heilige Geist die Versammlung richtig »flashen«, aufmischen und seine Power offenbaren.

Die Trauung beginnt. Ich werfe meinem Mann, der den Gottesdienst leiten soll, einen mitleidigen Blick zu und setze mich hinten

hin. Hinterköpfe statt Gesichter vor sich zu haben, hat Vorteile: Man bekommt nicht mit, wie Augen verdreht werden, und muss sich das Getuschel der Spötter nicht anhören. Einmarsch des Brautpaares, »Großer Gott, wir loben dich« – da kann nichts schiefgehen. Gut gemacht, liebes Brautpaar, denke ich, dass ihr einen nichtkontroversen alten Choral als Startschuss gewählt habt! Da muss sogar Frau Kirchenrätin das Gefühl haben, sie sei in einer Kirche.

Nach Ende des Gottesdienstes eile ich in Richtung Cafeteria im Untergeschoss. Ein aufgeregter Besucher macht seinem Ärger Luft, dass »die Herrlichkeit des Herrn« dreimal hintereinander gesungen wurde. Er wittert Schwarmgeister. Die Traugemeinde würde durch diese Wiederholung in eine Art Rausch hineingepeitscht, der esoterisch anmutet, behauptet er. Reine Show. Gefährlich. Und »Großer Gott, wir loben dich« im Stehen zu singen, sei völlig abwegig. Die zwei charismatischen Damen haben dagegen überhaupt keinen Rausch empfunden, sie sind so tief enttäuscht, dass das Wirken des Heiligen Geistes dermaßen gehemmt wurde, dass sie den Saal fast verlassen mussten. Hier würden religiöse Geister in der Luft hängen, meinten sie, der Geist hätte keine Freiheit zu wirken. Schade. Es wäre so eine Chance gewesen. Der Schwarmgeist-Schnüffler hängt derweil am Büchertisch herum auf der Suche nach weiteren verdeckten esoterischen Strömungen.

»Seid ihr Sektierer?«, höre ich eine scharfe Stimme hinter mir. Es ist die Kirchenrätin. Pech, ich bin ihr bisher erfolgreich aus dem Weg gegangen, aber irgendwie muss sie heimlich von hinten an mich herangeschlichen sein. Gegenfragen sind in solchen Situationen immer gut. Warum sie das fragen würde, entgegne ich deshalb. Weil ihr aufgefallen sei, dass Asylsuchende hier wären. Es wäre sektiererisch, Andersglaubenden unseren Glauben aufzudrängen. »Die sind wegen der leckeren Sahnetorten hier!«,

erkläre ich in vollem Ernst und versuche gleichzeitig, ein Gekicher zu unterdrücken. So eine Hochzeit sei für die Asylsuchenden doch ein rein kulturelles Erlebnis, füge ich hinzu. Nur keine theologischen Diskussionen zwischen Tür und Angel vom Zaun brechen! Das geht immer schief.

Der gepiercte Besucher hat derweil weitere Klagen zu melden. Zu viel Aktivismus, behauptet er, während er seine Kuchengabel in ein Stück Erdbeertorte rammt. Lauter gestresste Mitarbeiter. Ein Zeichen dafür, dass diese Gemeinde nur aus entmündigten Ja-Sagern bestehen würde. Geistlicher Missbrauch. Keine Freiheit. Die Leute sollten sich endlich von ihren Zwängen befreien und Freigeister werden, sich nicht dazu verdonnern lassen, hier die Tische zu stellen, Fingerfood mitzubringen und so weiter. »Dann gäbe es aber keine Erdbeertorte«, rutscht es mir fast heraus, aber ich schlucke die Worte wieder hinunter und flüchte mich stattdessen in die Küche.

Dort herrscht unter den »entmündigten Ja-Sagern« eine heitere Stimmung. Die fleißigen Helfer kochen Kaffee und können sich vor Lachsalven über das skurrile Verhalten mancher Gäste kaum retten. Die Küche ist generell ein guter Zufluchtsort bei Hochzeiten. Dort sammeln sich nämlich die nichtgeladenen Gäste, Ehrenamtliche, die ihre Hilfe aus freien Stücken angeboten haben. Fröhliche, unkomplizierte Leute, die wissen, wie man mit einem Geschirrtuch umgeht. Ich ziehe eine Schürze an und beobachte mit steigender Panik, wie Frau Oberkirchenrätin meinen Mann gerade mit zusammengepressten Lippen beäugt. Sie macht Anstalten, sich in seine Richtung zu bewegen. Warum sehen sich Kirchenadlige immer so ähnlich, vor allem die Frauen? Irgendwie sind sie aus weiter Entfernung schon zu erkennen. Irgendwas in ihrem Gesichtsausdruck oder ihrer Gangart? Ist es die spitze Nase? Die Frau sieht nicht aus, als ob sie meinem Mann Komplimente zum reichhaltigen Kuchenbuffet machen wollte.

»Wie finanziert ihr das Ganze eigentlich?« »Praktiziert ihr die Wiedertaufe?« »Haben Sie Theologie studiert?« Eine dieser drei Fragen wird es wohl sein. Manchmal kann man an den Augen ablesen, welche. Ich stupse meinen Mann im Vorbeigehen mit einer Kuchengabel an und zeige mit dem Kopf kurz in die Richtung, aus der die Gefahr droht. Er grinst und rüstet sich für das bevorstehende Verhör.

Solche Ereignisse bringen auch Vorteile mit sich. Wir sammeln haufenweise Anekdoten, die immer wieder abgestaubt und neu erzählt werden. Und jedes Mal lachen wir wie am ersten Tag. Inzwischen überrascht es mich nicht mehr, dass Jesus die Inspiration für seine lustigsten Gleichnisse aus Hochzeitsfeiern holte und nicht aus Gottesdiensten. Auf Hochzeiten zeigen die Leute nämlich ihr wahres Gesicht. Und jüdische Hochzeiten dauerten mehrere Tage – eine fantastische Gelegenheit für Verhaltensanalytiker – wie Jesus eindeutig einer war –, um spannende Befunde zu machen.

Ich konnte es kaum erwarten, meinem Onkel am Telefon jede Kleinigkeit vom Geschehen dieses Tages zu erzählen. Er hat mit allem, was in der kirchlichen Welt kreucht und fleucht, zu Tisch gegessen, von wild gestikulierenden pfingstlerischen Erweckungspredigern bis hin zum Papst höchstpersönlich. Und er hat Scherze und Witze über jede Kategorie von Gottesdienern gesammelt, auch über sich selbst.

Aber in seinem Lachen steckte mehr als die Art und Weise, mit der ein klassischer Spaßvogel mit den Härten des Lebens klar kommt. Mein Onkel erinnerte uns immer wieder daran, wie lustig manche der Gleichnisse Jesu sind, wenn wir unsere fromme Brille abnehmen. Jesu übertriebene Wiederholung des Wortes »Schwein« im Gleichnis der verlorenen Söhne beispielsweise (vgl.

Lukas 15,11-32). Er kennt sein frommes, selbstgefälliges Publikum, er weiß, wie sehr ihr jüdischer Magen sich bloß beim Wort »Schwein« schon umdreht. Igitt! Er hätte ja einen Kuhstall oder Hühnerstall als Beispiel nehmen können, um ja keinen Anstoß zu erregen. Der Höhepunkt der Geschichte – ein Meisterstück der Erzählungskunst. Nicht der abtrünnige Nichtsnutz ist der Verlorene, sondern der supergeistliche Überflieger. Die Armen, Zurückgesetzten, Vergessenen, »Unreinen« im Publikum lachen

sich ins Fäustchen, und den Pharisäern fällt die Kinnlade runter. Der heilige Jahwe, das verzehrende Feuer, das zwischen den Cherubim thront, drückt einen nach Schweinekot stinkenden, reumütigen Sünder an sein Herz und holt ihn ins Haus. Gnade. Das ist der ganze Sinn der Geschichte.

Gott gebraucht die
Pleiten, Pechs und
Pannen unseres
Lebens und unseres
Dienstes, um uns
ja nicht vergessen
zu lassen, wer hier
die Verantwortung
trägt: Nämlich **er**,
nicht **wir**.

Wenn alles drunter und drüber geht, wenn wir von nicht-wohlwollenden Menschen umgeben sind, dann werden wir daran erinnert, dass der Herr derjenige ist, der dieses Haus baut, sonst arbeiten die Erbauer verge-

bens. Wir sehen, dass der Herr selbst die Stadt bewachen muss, sonst wachen die Wächter vergebens (vgl. Psalm 127,1). Mit einem Zwinkern in den göttlichen Augen erinnert Gott uns immer wieder an diese Grundwahrheit. Gott gebraucht die Pleiten, Pechs und Pannen unseres Lebens und unseres Dienstes, um uns ja nicht vergessen zu lassen, wer hier die Verantwortung trägt: nämlich *er*, nicht *wir*.

3. Wenn das Feuer falsch ist

»Und die Söhne Aarons, Nadab und Abihu, nahmen jeder sein Feuerbecken und taten Feuer hinein und legten Räucherwerk darauf und brachten fremdes Feuer vor dem HERRN dar, das er ihnen nicht geboten hatte. Da ging Feuer vom HERRN aus und verzehrte sie. Und sie starben vor dem HERRN.« (3. Mose 10,1-2)

Wie kann so etwas passieren? Es sind Männer von Statur, von Format, im Wirken des Herrn bewandert wie niemand sonst. Sie stammen aus einer priesterlichen Familie, stehen an der Spitze der geistlichen Elite ihrer Zeit. Sie wissen ganz genau, wie man sich in der Stiftshütte zu verhalten hat, auf welche Weise ein sündiges Volk einem heiligen Gott nahen kann, ohne ums Leben zu kommen. Aber was passiert, wenn sie mit diesem Wissen zu salopp umgehen? Warum trotzen sie diesem heiligen Gott auf einmal ins Gesicht und verwandeln seine klaren Anordnungen in eine eigene geistliche Show? Hat man es kommen sehen? Gab es eine Vorgeschichte? Immerhin gehörte »Räucherwerk als Rauch aufsteigen zu lassen« zu den edelsten Aufgaben eines Priesters des Herrn (vgl. 1. Samuel 2,28).

Vermutlich werden wir nie erfahren, was genau passiert ist. Aber die Lehren aus diesem tragischen Vorfall liegen auf der Hand. Es gibt einen richtigen Weg, dem Herrn zu dienen, und auch einen falschen Weg. Gott hat es uns nicht schwer gemacht, die beiden voneinander zu unterscheiden. »An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen«, mahnt Jesus (vgl. Matthäus 7,20). Fälschungen ahmen immer das Original nach, das ist ihr Modus Operandi.

Fälschungen. Die Priester Nadab und Abihu sind in ihren Auftritten und in ihrem Wirken vermutlich nicht von Anfang an aus der Menge herausgestochen. Aber irgendwann haben sie angefangen, die Sache mit Gottes Gegenwart etwas lockerer zu nehmen. Vielleicht haben sie Möglichkeiten gewittert, persönlichen Gewinn aus dem Dienst des Herrn zu ziehen. Oder sie wollten den Gottesdienstbesuchern ein flotteres Programm anbieten als die von Gott gegebenen Rituale, die inzwischen zur Routine geworden waren. War es Müdigkeit? Oder Langeweile? »Versuchen wir es doch mal mit etwas Feuerwerk, Gott wird schon nichts dagegen haben. Geboten hat er es zwar nicht, aber auch nicht direkt verboten.« Ob die beiden vielleicht so gedacht haben?

Räucherwerk – so oder so

Wer dem Herrn dient, muss auf den Herrn hinweisen, ihn Herr sein lassen und darf nicht mit irgendeiner privaten Agenda dazwischenfunken.

Die Strafe Gottes kommt sofort, so brutal, dass es einem beim Lesen den Atem verschlägt. Wie viel mehr muss es ein Schreck gewesen sein für die, die das live miterlebt haben! *»Da ging Feuer vom HERRN aus und verzehrte sie. Und sie starben vor dem HERRN«* (3. Mose 10,2). Doch Gott lässt die traumatisierten Angehörigen nicht ohne Erklärung zurück: *»Bei denen, die mir nahen, will ich geheiligt und vor dem ganzen Volk will ich verherrlicht werden«* (3. Mose 10,3).

Was er damit meint, wird viele Jahre später vom Propheten Samuel in seiner Auseinandersetzung mit König Saul aufgegriffen. Auch hier geht es nicht primär um die penible Einhaltung ritueller Abläufe, sondern um die Herzenshaltung. Wer dem Herrn dient, muss auf

den Herrn hinweisen, ihn Herr sein lassen und darf nicht mit irgendeiner privaten Agenda dazwischenfunken: *»Hat der HERR so viel Lust an Brandopfern und Schlachtopfern wie daran, dass man der Stimme des HERRN gehorcht? Siehe, Gehorchen ist besser als Schlachtopfer, Aufmerken besser als das Fett der Widder«* (1. Samuel 15,22).

»Das Räucherwerk ist mir ein Gräuel« (Jesaja 1,13), klagt Gott in der Zeit der abtrünnigen Könige, in der die Form der Gottseligkeit wie ein Uhrwerk fröhlich weitertickt, während das Herz sich immer weiter vom Herrn entfernt. Ein Doppelleben – sonntags tut man fromm, den Rest der Woche lebt man egoistische Gottlosigkeit – ist normal geworden. Gerade die monotonen Gottesdienste, routinierten Abläufe, blutleeren Rituale – alles ohne Herz und Leidenschaft durchgeführt und glatt am Ziel vorbei – betrüben den Herrn so sehr, dass er *»müde [ist], sie zu ertragen«* und *»auch wenn ihr noch so viel betet, höre ich nicht«* (Jesaja 1,14-15).

Die beiden Söhne Aarons sind die ersten aus einer langen Reihe von Verantwortungsträgern in der Bibel, Männern der zweiten Generation, die ihre geistliche Schärfe auf dem Altar der Bequemlichkeit opfern. Man gönnt sich ja sonst nichts! Das wird wohl auch die Haltung der ruchlosen Söhne Elis gewesen sein, die sich nicht scheuen, die geräucherten Opfergaben, die Gemeindemitglieder bringen, für ihre Dinner-Partys abzuzweigen (vgl. 1. Samuel 2,12-17). Noch schlimmer als das – sie machen aus dem Heiligtum Gottes ein Bordell (vgl. 1. Samuel 2,22). Testosteron in Hochform, wen überrascht es? Dass sexuelle Entgleisung mit Götzendienst einhergeht, ist nichts Neues. Eli ist damit zwar nicht glücklich, aber auch nicht empört genug, um die Notbremse zu ziehen (vgl. 1. Samuel 2,23-25). Er hat wohl Angst, den Familienfrieden zu stören und die Beziehung zu seinen Söhnen zu gefährden. Die Beziehung zu Gott ist ihm hingegen weniger wichtig.

So schlägt er alle göttlichen Warnungen in den Wind und marschiert mit seinen Söhnen und seinem Volk gemeinsam in den Abgrund (vgl. 1. Samuel 2,29-34).

Einige Jahre später bekommt König Jerobeam, erster König des abgetrennten Nordreichs Israel, ganz schön Ärger, als seine Ruhmsucht ihn übermannt und er »*auf dem Altar stand, um Rauchopfer darzubringen*« (vgl. 1. Könige 13,1). Das aber war das exklusive Recht und Privileg der Priester, und das wusste der König auch.

Der geistliche Leiter, der sich nicht Tag und Nacht mit den Worten Gottes beschäftigt, ist dazu verurteilt, die Fehler seiner Vorgänger zu wiederholen, die horrenden Folgen des Ungehorsams auf sich und sein Volk zu ziehen – und sich dabei nichts zu denken.

Das Gericht Gottes lässt nicht lange auf sich warten. Anstatt auf die warnende Botschaft zu hören, die der Prophet unverzüglich bringt, versucht der König, den Botschafter zu strafen: »... *da streckte Jerobeam vom Altar herab seine Hand aus und sagte: Packt ihn!*« (1. Könige 13,4). Gott verübt einen Anschlag auf den Altar, der in Feuer aufgeht, wie auch auf Jerobeams Hand, die auf der Stelle steif und unbeweglich wird, bis der König Buße tut und um Gnade fleht (vgl. 1. Könige 13,4-6).

Weitere Jahre gehen ins Land. Dieses göttliche Räucherwerk hat es offensichtlich in sich! König Usija, der seine Dienstjahre so gottesfürchtig angefangen hat, geht den Weg fast aller Prominenten des Alten Testaments. Erfolg macht träge, müde. Ein Herz, das nicht mehr für Gott brennt, hat ein kurzes Gedächtnis. Der geistliche Leiter, der sich nicht Tag und Nacht mit den Worten Gottes beschäftigt, ist dazu verurteilt, die Fehler seiner Vorgänger zu wiederholen, die horrenden Folgen des Ungehorsams auf sich und sein Volk zu ziehen – und sich dabei nichts zu denken. Über Usija lesen wir: »Und

als er mächtig geworden war, wurde sein Herz hochmütig, bis er verderblich handelte. Und er handelte treulos gegen den HERRN, seinen Gott, und drang in den Tempel des HERRN ein, um auf dem Räucheraltar zu räuchern« (2. Chronik 26,16). Was ist die Belohnung für diesen coolen Kick, den er sich erlaubt? Aussatz, Ausgrenzung vom Volk und vom Dienst des Herrn bis zu seinem Lebensende (vgl. 2. Chronik 26,17-21).

Ein späterer König Judas, nicht so gut bekannt wie seine Vorgänger, macht sich daran, den Altar des Herrn umzubauen. Wie gelangweilt und geistlich stumpf muss man sein, um sich so einen Streich zu erlauben? Die Geschichte finden wir in 2. Könige 16. Dieser König Ahas sieht einen heidnischen Altar in Damaskus, findet ihn avant-garde und modern und will für den Tempel den gleichen modischen Designer-Altar nachbauen lassen. Den alten bronzenen Altar, *»der vor dem HERRN stand, den rückte er von der Vorderseite des Hauses weg«* (2. Könige 16,14). Als ob das nicht genug wäre, macht er sich auch noch daran, die restlichen Möbelstücke im Haus des Herrn umzuräumen, um die fromme Raumdeko innovativer und ansprechender zu gestalten. Doch der Herr ist nicht beeindruckt. Er *»demütigte Juda wegen des Ahas, des Königs von Israel, weil er in Juda Zügellosigkeit zugelassen und in seiner Untreue treulos gegen den HERRN gehandelt hatte«* (2. Chronik 28,19).

Das Wort Gottes stellt klar: Wer vorne steht, hat Verantwortung. Eine Menge davon. Adel verpflichtet. Auch geistlicher Adel. Priester und Könige haben Privilegien, aber auch Pflichten. Bevor wir einwenden: »Ah, aber das war der Alte Bund«, springen die gleichen Richtlinien uns aus den Seiten des Neuen Testaments entgegen:

»Werdet nicht viele Lehrer, meine Brüder, da ihr wisst, dass wir ein schwereres Urteil empfangen werden!«, mahnt Jakobus uns in seinem Brief (Jakobus 3,1). Der Apostel Paulus legt die Latte für

geistliche Leiterschaft in seinen Briefen an Timotheus und Titus extrem hoch (vgl. 1. Timotheus 3,1ff., Titus 1,6ff.). Leiter müssen »untadelig« sein. Höher kann man die Latte nicht hängen.

Judas Iskariot ist das klassische Beispiel für das Phänomen, vor dem Paulus und Jakobus warnen. Als Jesus beim letzten Abend-

Manchmal dauert
es seine Zeit, bis
herauskommt, wer
ein Mensch wirk-
lich ist, was ihn
wirklich bewegt.
... Aber wir kön-
nen sicher sein:
Es kommt heraus.

Irgendwann,
irgendwie.

mahl in die Runde verkündet, dass einer seiner Jünger ihn verraten wird, sind alle wie vor den Kopf gestoßen. *Ich bin es doch hoffentlich nicht?* (vgl. Matthäus 26,22). Die Männer ahnen tatsächlich nicht, wen von ihnen der Herr meinen könnte. So gut ist Judas in ihrer Gemeinschaft integriert, dass es den anderen nicht einmal im Traum einfällt, dass ihr Mitkämpfer schon längst auf Abwegen unterwegs ist – und das, obwohl sie drei Jahre lang Tag und Nacht zusammen gewesen sind! Gut geschauspielert! Niemand außer Jesus hat Judas durchschaut. Das ist irgendwie doch tröstlich zu wissen. Manchmal dauert

es seine Zeit, bis herauskommt, wer ein Mensch wirklich ist, was ihn wirklich bewegt. Wie oft fragen wir uns: *Warum in aller Welt hat man das nicht kommen sehen?* Aber wir können sicher sein: Es kommt heraus. Irgendwann, irgendwie.

Fremdes Feuer – auch heute?

Durch die Jahre hindurch hatten wir viele sehr »geistliche« Leute bei uns im Haus. Missionare, Prediger und Bibellehrer gingen bei uns immer wieder aus und ein, manche von ihnen waren in unseren Kreisen bekannte und angesehene Menschen. Wir waren von den Berichten über Gottes Wirken durch sie überwältigt, wir wollten

von ihnen lernen. Ich war immer gespannt wie ein Flitzbogen, wenn sich wieder einmal »wichtiger« Besuch angemeldet hatte. Denn es gibt dieses seltsame Phänomen, dass – bei uns zumindest – die Dinge immer dann schief laufen, wenn man sich beobachtet fühlt und unbedingt einen guten Eindruck machen will. Und tatsächlich war es oft so: Die Kinder spielten ihre peinlichsten Streiche, das Essen brannte an, der Kaffee war zu stark oder zu schwach, das Ei überhart oder überweich, es kam zum Streit mit meinem Ehemann über Kleinigkeiten – und alles nur, weil ein Prediger im Haus war! Nach so einem Besuch war ich meist ein schluchzender Haufen ausgefranster Nerven. Im Laufe der Jahre mussten wir aber feststellen, dass nicht alles Gold ist, was glänzt. Auch bei angesehenen »geistlichen Schwergewichten« nicht.

In unserer charismatischen Gemeindephase, während der Zeit, in der reihenweise »geistliche Schwergewichte« aus den USA in Deutschland auf Tour waren, lernten wir einen Heilungsevangelisten kennen, der besonders gerne bei uns predigte. Er war fröhlich, witzig, furchtbar übergewichtig und amerikanisch, aber es war nicht unter seiner Würde, bei uns im Haus zu übernachten. Das sprach schon mal für ihn, da die meisten US-Prediger teure Hotels gewohnt waren. Sein Heilungsdienst war beeindruckend, am Anfang zumindest. Voller Zuversicht befahl er bösen Geistern zu »weichen«, verscheuchte alle möglichen Varianten von dämonischen Mächten, proklamierte das gute Recht aller Gläubigen auf vollkommene Gesundheit und bleibenden Wohlstand, warf ein paar Bibelverse ein, verlängerte zu kurz geratene Beine (diese waren anscheinend die Ursache für jedes Gebrechen, das es gab, und der Trick hat immer funktioniert), und sagte Leuten auf den Kopf zu, dass sie geheilt waren. Die, die es offensichtlich nicht waren, tröstete er mit der Aussicht, dass die Heilung noch kommen würde, Gott bräuchte manchmal seine Zeit, sie sollten zur nächsten Versammlung am nächsten Abend wiederkommen.

Komisch, dass er sich flach auf den Boden legte, sobald wir zu Hause waren, und über schreckliche Rückenschmerzen klagte. Der Widerspruch schien ihm gar nicht aufzufallen, geschweige denn zu stören. Aber die Kollekten, die er absahnte, waren satt und üppig, das fiel ihm sehr wohl auf. Er zog als reicher Mann davon und wollte immer wieder zu uns kommen. Busladungen von Fans reisten aus ganz Süddeutschland, manchmal sogar aus Österreich und der Schweiz an, wenn er im Land war. Bald mussten wir uns ehrlich eingestehen, dass die bleibende Heilungsquote nach den sensationellen Veranstaltungen etwa bei null lag. Daher luden wir ihn nicht wieder ein – zum Ärger unserer charismatisch-geneigten Gemeinde-Fraktion.

Die Leute wollten
gar nicht unbedingt
Heilung ...
Was man wollte,
war die Show, die
warmen Gefühle,
die Gänsehaut, das
Drama, das Bewusst-
sein, dass hier etwas
abgeht ... auch wenn
nichts geschah.

»Aber da war soooo eine Salbung in der Luft!«

»Ja, aber niemand ist geheilt worden, was nützt da soooo eine Salbung?«

»Aber die Gegenwart Gottes, und so viele Leute sind gekommen ...«

»Ja, aber sie gingen wieder, und wir mussten die ganze Aufräumarbeit machen! Übrigens kannst du die Gegenwart Gottes überall erleben.«

»Aber wenn zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen ...«

»Das hättest du heute Morgen auch im Gebetstreffen erleben können, wir waren zu dritt!«

Ende des Gesprächs.

Irgendwann gewöhnten wir uns an solche Dialoge. Allmählich dämmerte es uns: Die Leute wollten gar nicht unbedingt Heilung – auch ihnen muss aufgefallen sein, dass das, was die Heilungsprediger verkündeten, in deren eigenem Leben nicht funktionierte.

Was man wollte, war die Show, die warmen Gefühle, die Gänsehaut, das Drama, das Bewusstsein, dass hier etwas abgeht ... auch wenn nichts geschah. Dass gerade das zur Sucht werden kann, darauf muss man erst einmal kommen.

Importiertes Feuer

Dann kamen die feurigen Erweckungsprediger aus Argentinien. Sie waren in ganz Deutschland unterwegs mit dem Ziel, Erweckungsfeuer in unsere trägen Kirchenbänke zu bringen. Megachurch-Leute. *Erweckung? Her damit – wir sind dabei!* So war unsere Einstellung damals. Doch die Ernüchterung kam schnell, als einer dieser Prediger bei uns im Wohnzimmer saß und seine Empörung darüber zum Ausdruck brachten, dass er in unserem Regal das Video »Schneewittchen« sah. Bingo – das war der Grund, warum die Erweckung partout nicht nach Deutschland kommen wollte! Ob wir nicht wüssten, dass solche Märchen direkt aus der Hölle kämen? Für die Predigt abends hatte ich die undankbare Aufgabe, seine Worte aus dem Englischen ins Deutsche zu übersetzen. Schneewittchen hatte es diesem Mann offensichtlich angetan. Dabei hatten wir den Film nur einmal angeschaut und die wirklich gruseligen Märchen, wie zum Beispiel das von den sieben Geißlein, unseren Kindern bewusst erspart.

»Und denkt nicht, dass eure Kinder die geringste Chance haben, ordentliche Christen zu werden, wenn sie mit dermaßen weltlichem Gedankengut abgefüllt werden!«, donnerte es von der Bühne herunter. Alle Disney-Fans blätterten verlegen in ihren Bibeln herum. Ob es dem Prediger auffiel, wenn ich etwas ganz anderes übersetzen würde? Seinen Tonfall und seine Gestik wiedergeben, so wie man es als gute Dolmetscherin machen soll, aber einen anderen Inhalt hineinlegen, ohne dass er es merkt?

Zum Beispiel: »Und denkt nicht, dass dein Leben die geringste Chance hat, von Gott übersehen zu sein, wenn du dermaßen deprimiert bist und denkst, er hätte dich vergessen!« Doch ich war nicht mutig oder schlagfertig genug. Glücklicherweise kam der Redner bald wieder auf andere Themen zu sprechen und die Disney-Fans konnten erleichtert hochblicken.

Die Südamerikaner meinten es mit ihrem Ziel ernst, die Erweckung nach Deutschland zu bringen. Sie drängten uns, unsere Gemeinde zur Zentrale ihres europäischen Wirkens zu machen. Mietfrei natürlich. Mein Mann lehnte höflich ab. Es dämmerte uns nur langsam, dass – klar – eine florierende deutsche Gemeinde eine heiße Beute für finanzarme Prediger auf der Suche nach internationalen Connections war.

Das Predigerteam aus der »Erweckung« in Pensacola (USA) in den 1990ern war besonders heilig. Nein, sie wollten nichts vor der Abendevangelisation essen, meinten sie. Sie wollten auch nicht essen gehen. Sie würden immer fasten, wenn sie das Evangelium predigten.

Wow, ein Problem weniger, dachte ich, solche heiligen Leute! Kein Herumrätseln, wie viel Essen ich um wie viel Uhr vorbereiten musste, ob sie Allergien haben, Gouda und Mettwurst vertragen, ob sie heißes oder lieber kaltes Essen mögen, vegetarisch essen oder nicht. Oder ob sie, wie die Besucher aus Argentinien, ein vollblütiges Fünf-Sterne-Steak-Essen um Mitternacht erwarten. Dieses Mal waren es unkomplizierte Erweckungsprediger, wirklich bescheidene Amis!

Buße und Heiligung – das waren die Themen des Abends. Solange deutsche Pastoren Alkohol trinken würden, hätten wir keine Chance auf eine deutsche Erweckung, tönte es wieder donnernd und schreiend von der Kanzel herab. Während ich versuchte,

genauso donnernd zu dolmetschen, fiel mir plötzlich ein, dass wir zu Hause Weingläser in unserer Vitrine stehen hatten. Mist, ich hätte sie vorher wegräumen sollen – hatte ich doch beiläufig gesehen, wie die Männer mit versteinerten Mienen vor der Vitrine gestanden hatten! Doch ich hatte vergessen, dass die Pensacola-Erweckungsleute nicht in den Himmel kommen, wenn sie Alkohol trinken. Und dass sie auch andere nicht hineinlassen ...

Es dauerte eine Weile, bis alle Gottesdienstbesucher nach vorne gekommen waren, um entweder Buße zu tun, für Heilung beten zu lassen oder irgendetwas von den amerikanischen Erweckungsprofis zu bekommen, was deutsche Prediger nicht anzubieten hatten. Um halb zwölf war der Abend zu Ende und das Team sollte in die lokale Pfingstgemeinde gebracht werden, in der sie ihren nächsten Auftritt hatten. Ich atmete vor Erleichterung tief durch, dass diese Nummer erfolgreich überstanden war.

»Braucht ihr vielleicht doch noch einen kleinen Imbiss oder Snack vorher?«, fragte ich. Es war eine rhetorische Frage, weil sie uns ja vorher versichert hatten, dass sie immer fasteten, wenn sie im Auftrag des Herrn unterwegs waren.

»Normalerweise gehen wir immer nach einer Erweckungsveranstaltung essen«, kam die Antwort. »Griechisch bitte. Wir haben den nächsten Gastgeber schon gesagt, dass wir bei ihnen nichts zu essen brauchen und erst spät kommen werden.«

Mir rutschte das Herz in die Hose.

»Ooooookay. Griechisch«, murmelte ich und versuchte, mein müdes Gehirn wieder in Gang zu bringen. Ich suchte fieberhaft nach meinem Mann.

»Griechisch essen wollen sie«, flüsterte ich.

»Ich dachte, sie fasten.«

»Hat der Grieche um diese Zeit noch offen?«

Manchmal denke ich schmunzelnd an jene Jugendjahre zurück und frage mich, wie ich wohl heute reagieren würde. Wahrscheinlich ungefähr so:

»McDonald's ist unten um die Ecke, der hat sicher noch offen. Wir bringen euch hin, und eure Gastgeber können euch von dort abholen. Wenn ihr uns vorher klargemacht hättet, dass ihr griechisch essen gehen wollt, dann hätten wir es einplanen und einen Tisch bestellen können. Aber sorry, jetzt ist es zu spät.«

»Irgendwo gibt es einen Griechen.« Schon damals gingen wir selbst nur selten auswärts essen und kannten uns daher mit dem gastronomischen Angebot unserer Stadt nicht gut aus. Helmut war schon dabei, zu googeln. Ja, der Grieche hatte noch offen, gerade noch. Mein Mann rief kurz an, bestellte einen Tisch und wir fuhren hin.

Unsere Gäste waren in Hochstimmung. Sie bestellten die teuersten Gerichte auf der Speisekarte und tauschten sich lautstark über ihre Erfahrungen in Europa aus und wie toll es war, so mächtig vom Herrn gebraucht zu werden. Eine Frau schrieb schon Notizen für den nächsten Gebetsbrief. Mit uns redeten sie kein Wort. Als der Kellner fragte, ob wir gerne zum Abschluss einen Anislikör hätten, versetzte ich meinem Mann einen scharfen Stoß unter dem Tisch. Es war aber zu spät: Er hatte schon energisch genickt, während unsere Gäste ihn empört anstarrten.

Während des Pastorentreffens am nächsten Tag mahnte der Pensacola-Prediger wiederholt, dass wir Deutsche keinen Segen erwarten könnten, solange die Pastoren kein flächendeckendes Alkoholverbot verhängen würden.

Feuer predigen und was hinter den Kulissen geschieht

Ein Nachteil von Gemeindearbeit ist: Freundschaften kommen und gehen in atemberaubender Geschwindigkeit. Die anstrengendsten Besucher waren jene, die nur Erfolgsstorys aufzutischen hatten. Sie erzählten unaufhörlich von ihren tollen Verbindungen zu wichtigen Leuten und von den göttlichen Zufällen, die sie zu Erfolg und einem gewaltigen Wirken Gottes geführt hatten. Bekehrungen jeden Sonntag, explosives Gemeindegewachstum, musterhafte Kinder, die alle Pastoren wurden oder Pastoren heiraten wollten, eine blühende Jugendarbeit. In kleinen Dosierungen kann man alles ertragen, auch die glanzvollen Erzählungen von Christen, die alles besser machen und viel gesegnet und erfolgreicher sind als man selbst. Der Groll bei solchen Begegnungen, die Müdigkeit, die mich überkam, schrieb ich meinem Neid zu, und bat den Herrn immer wieder um Vergebung und um die gleiche unendliche Geduld, mit der mein Mann gesegnet war. Dass Prediger gerne reden, ist nachvollziehbar, es ist ja ihr Job, wie auch der von Lehrern und Pädagogen. Man lebt davon, dass man vor einer Gruppe von Menschen steht, redet und von dem, was man sagt, völlig überzeugt ist und auch andere davon überzeugt. Es wird nur dann schwierig, wenn die Kanzelkultur in die persönlichen Begegnungen hineinschwappt. Prediger reden liebend gerne über sich selbst. Gerade wenn ihre Gastgeber todmüde nach einer Veranstaltung nach Hause fahren (wie es meistens der Fall ist), der Besucher sich selbst aber nach seinem gelungenen Auftritt noch mitten in einem Adrenalinschub befindet und eine Menge biblischer Erkenntnisse und geistlicher Erlebnisse in einer

Wir stellten fest,
dass gute Manieren
nicht gerade zu
den Stärken von
leitenden Männern
Gottes gehören –
je bekannter
sie sind, desto
weniger.

Endlosschleife zum Besten gibt. Wir stellten fest, dass gute Manieren nicht gerade zu den Stärken von leitenden Männern Gottes gehören – je bekannter sie sind, desto weniger.

Da war der »Apostel«, der mich schweigsam und mit verschränkten Armen mit seinem scharfen Blick verfolgte, während ich vergebens versuchte, meine schreiende und zeternde Kindermeute unter Kontrolle zu bekommen. Ab und zu schüttelte er mitleidig den Kopf. Er ließ beim Essen ein paar Anspielungen fallen, wie gut seine Frau ihre gemeinsamen Kinder im Griff hatte und ihm in seinem wichtigen Dienst für den Herrn den Rücken freihielt. *Schon wieder eine Vorzeige-Musterfamilie*, stöhnte ich innerlich. Gerade wollten mir die Worte »Wie viele Heiligenscheine hat sie denn gesammelt?« aus dem Mund rutschen, als mir einfiel, dass wir ihn noch einen ganzen Tag ertragen mussten. Also biss ich mir auf die Zunge und schwieg.

Da gab es den Evangelisten, der sich tierisch aufregte, als eine liebe Dame aus der Gemeinde eine Mahlzeit vorbeibrachte, um uns an einem stressigen Wochenende zu entlasten. Ich sollte ein besseres Vorbild in häuslichen Beschäftigungen sein, meinte der Besucher mit grimmiger Miene, während er naserümpfend den Eintopf betrachtete, ihn langsam auslöffelte und die grünen Teile wieder in seinen Teller zurückfallen ließ. Außerdem wäre dieser Gemüseintopf doch kein richtiges Essen. Wo blieben das Fleisch und die Soße? Kein Wunder, dass die Frauen unserer Gemeinde so viel schnatterten und generell zu laut waren. Sie sollten ihre Köpfe im Gottesdienst gefälligst bedecken und schweigen lernen, und ich sollte mit gutem Beispiel vorangehen. Sonst hätte diese Gemeinde wenig Zukunft. Er würde das nächste Mal seine Frau mitbringen, die mir dann zeigen würde, wie sich eine tugendhafte Ehe- und Pastorenfrau zu verhalten habe. Und wie man eine ordentliche Soße kocht.

Damals hatte ich noch nicht die Kunst gelernt, ein Stoppschild aufzustellen. Mein Mann auch nicht. Tatsächlich brachte der gute Mann (der wirklich hervorragend predigen konnte) seine Frau das nächste Mal mit. Es folgte eines der schlimmsten, angespanntesten Wochenenden meines Lebens. Ja nichts Falsches sagen, keine falsche Bewegung machen. Beweisen, dass ich in der Tat kochen kann. Meine beste Soße vorbereiten. Die Kinder für zwei Tage zu befreundeten Familien schicken, sodass gleich vier unberechenbare Risikofaktoren wegfallen, die mich in Verlegenheit bringen könnten. Immerhin war es ein Vorrecht, dass dieser bekannte Mann Gottes sich herabließ, uns seine kostbare Zeit und Zuwendung zu gönnen. Damals war er auf Augenhöhe mit den Spurgeons und Billy Grahams dieser Welt, zumindest wurde er so wahrgenommen. Er hatte in seiner Bibelschule ein Zimmer mit Reinhard Bonnke geteilt, das galt in pfingstlichen Kreisen als Qualitätsprädikat ohnegleichen. Dabei war sein Charakter eine toxische Kombination vom Schlimmsten des pfingstlich-charismatischen Celebrity-Kults und der beklemmenden Gesetzlichkeit gewisser Kreise der Brüderbewegung. Na toll!

Einen fröhlichen Eindruck machte die Frau dieses Predigers, die mir ja als Vorbild dienen sollte, nicht gerade auf mich. Sie war wortkarg, humorlos, anstrengend und angespannt. Wahrscheinlich hatte sie genauso wenig Lust, sich in dieser Runde aufzuhalten, wie ich. Aber damals hat man nicht einmal gewagt, solche Dinge zu denken, geschweige denn auszusprechen. Erst später, als der weltweite Dienst dieses Bruders in einer Flut von Skandalen und Intrigen unterging, gingen uns etliche Lichter auf. Schon wieder ein mächtiger Prediger, der so perfekt schauspielern konnte. Schon wieder die anbiedernde Naivität, mit der wir offensichtliche Warnzeichen wegen unserer Menschenfurcht und unseres Ehrgeizes, mit »wichtigen« Leuten assoziiert zu werden, konsequent missachtet hatten. Im Nachhinein ist man immer schlauer.

Kanzel mit Coolness

Es gab den »apostolischen« Bruder, der grenzwertige Witze in seine Predigt einbaute und hin und wieder peinliche Sex-Anekdoten erzählte, die einfach nur zum Fremdschämen waren. Er wollte damit die Männer »abholen«, behauptete er. Er war ein erstklassiger, gewandter Redner, immer makellos gekleidet, der gerne seine Vorliebe für flotte Autos in seine Predigt einfließen ließ, grinsend von seinen letzten Strafzetteln erzählte und Anspielungen auf seine guten Connections als Unternehmensberater in seine hermeneutischen Auslegungen hineinstreute. Je nach dem neuesten Trend wurden wir ermahnt, wir seien nicht »prophetisch« genug, nicht »offen genug für den Heiligen Geist«, nicht »apostolisch« genug, nicht »besucherfreundlich« genug, nicht »connected« genug mit der weltlichen Sphäre um uns herum. Einmal fassten wir all unseren Mut zusammen und baten ihn liebevoll, von Sex-Witzen (»Es sitzen junge Teenies im Publikum«) und Unternehmer-Beispielen (»Keiner unserer Mitglieder bewegt sich in diesen Jetset-Kreisen«) in seinen Predigten abzusehen. Unsere Brüder, so hofften wir, bräuchten nicht auf diesem Weg »abgeholt« zu werden, ihre Frauen schon gar nicht, und Beispiele aus der Welt der Reinigungskräfte, Handwerker, Bürgergeld-Empfänger, Erzieher und Büroarbeiter würden in unsere Welt viel besser passen. Der Bruder blickte uns verdutzt an und murmelte etwas über »diese pruden, konservativen Gemeinden«. Wieder das traurige Ende einer Freundschaft, die gut angefangen hatte.

Einmal wurde uns ein südafrikanischer Erweckungsprediger vermittelt, dessen Wirken in der gemischt schwarz-weißen Bevölkerung Südafrikas einen großen geistlichen Aufbruch ausgelöst hatte. Selbst halb weiß und halb farbig, hatte er sich als geistlicher Überwinder von Apartheid einen Namen gemacht und seine Multikulti-Gottesdienste galten in jener nach wie vor

angespannten, rassistisch belasteten Atmosphäre als sensationell. Damals war es eine volle Punktlandung, wenn man so einen großen Fang unter den »Celebrity Preachers« einfahren konnte. Wir fühlten uns daher auf überirdische Weise geehrt, druckten Flyer, luden die halbe Welt ein und freuten uns auf einen vollen Saal und die neidischen Blicke anderer Gemeindeleiter. Auf den ersten Blick übertraf er wirklich unsere Erwartungen. Witzig, charmant, gewinnend – wie sehr freuten wir uns auf seine Predigten und Berichte über Gottes übernatürliches Wirken mitten in den Townships Südafrikas! Ich stellte erleichtert fest, dass ich als Übersetzerin mit seinem südafrikanischen Akzent gut mithalten konnte und seinen Humor auch für den deutschen Geschmack zumutbar fand.

Das Problematische an seiner Predigt war allerdings weder der südafrikanische Akzent noch der Humor. Was wir vorher nicht ahnen konnten, war, dass sein evangelistischer Erfolg sich hauptsächlich im Rotlichtmilieu der Stadt gezeigt hatte. Sichtlich genoss er den Schock in den Gesichtern der deutschen Zuhörer, als er begann, die Exkurse seiner Missionsteams in die Bordelle ausführlich und mit pikanten Details zu schildern. Er ersparte uns nichts. *Ich halte es nicht mehr aus, mein Gesicht muss schon knallrot glühen!*, dachte ich, als ich fieberhaft in meiner Bibel blätterte, während ich versuchte, Begriffe aus der Sex-Industrie zu übersetzen, die ich nicht einmal auf Englisch kannte, geschweige denn auf Deutsch. Ich warf meinem Mann verzweifelte Blicke zu. Er saß wie immer ruhig in der ersten Reihe, die Augen geschlossen, mit einem milden Lächeln im Gesicht, das besagte: *Es ist zu spät, irgendwas zu machen, also: Augen zu und durch!*

Gerade als ich unserem neuen Prediger-Freund zuflüstern wollte, ob er nicht zum Bibeltext kommen könnte, erreichte er den Teil seiner Erzählung, in dem eine Prostituierte sich bekehrte. Gott sei

Dank! Immerhin. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es sich angehört, als ob das Missionsteam aus ganz anderen Gründen ins Bordell marschiert wäre, als um dort zu evangelisieren.

Wir luden ihn nicht wieder ein, obwohl er uns öfters kontaktierte und fragte, ob er wiederkommen dürfte. Er hätte so eine tiefe Atmosphäre des Heiligen Geistes bei uns empfunden und sei sich sicher, dass dies nur der Anfang gewesen sei. Doch wir hatten wenig Lust, diese Art von »Atmosphäre des Heiligen Geistes« weiter zu erleben. Schade. Er war eine bunte Persönlichkeit, originell und lustig, und er hatte den Herrn irgendwie lieb. Schon wieder einer, der als schräger Kumpel ganz interessant gewesen wäre. Aber auf der Kanzel als Prediger? Eher nicht. Falsches Feuer? Oder nur Unreife?

Irgendwann bat ich meinen Mann darum, keine Prediger mehr ins Haus zu lassen, zumindest nicht über Nacht. In kleinen Portionen kam ich mit ihnen gut zurecht. Aber in größeren Dosierungen kosteten sie mich zu viele Nerven, und es gab andere gastfreundliche Häuser, in die man diese Männer Gottes »outsourcen« konnte. Oder man konnte die Zeit ihres Aufenthalts auf verschiedene »willige Opfer« verteilen.

Ab und zu allerdings tauchte eine ungewöhnliche Sorte von Predigern bei uns im Haus auf. Nämlich Prediger, die nicht schon wieder eine große Erweckung für unsere Gemeinde vor der Tür stehen sahen, sondern solche, die ungewöhnliche und radikale Fragen stellten. Fragen wie: »Wie geht es euch denn?«, »Was sind im Moment eure Herausforderungen?«, »Was haltet ihr von ...?«, »Kann ich euch irgendwie helfen?«. Das waren die, die Freunde wurden und blieben. Zu ihnen entwickelten sich Freundschaften, die sich über Jahre hielten, Freundschaften, in denen Leistung und

Gegenleistung keine Rolle spielten. Und Geld und volle Säle schon gar nicht.

Ob die vielen Prediger, die über die Jahre hindurch bei uns ein und aus gingen, in die Kategorie von Aarons Söhnen einzuordnen sind, will ich nicht beurteilen – das steht nur Gott zu. Aber wir haben viel gelernt, vertieften uns immer wieder in unsere Bibel, wollten sein wie die Beröer, die »täglich die Schriften untersuchten, ob dies sich so verhielt« (vgl. Apostelgeschichte 17,11).

Aarons Söhne kannten den Jargon, machten die richtigen Bewegungen, waren in ihrem Priesteramt geübt. Sie hatten aber vergessen, wie wahres geistliches Feuer aussieht – dass es dabei auf die Spielregeln ankommt, nach denen wir leben, und nicht auf die beeindruckende Rhetorik oder auf den Unterhaltungswert unserer öffentlichen Auftritte.

4. Wenn das Brennen erhalten bleibt

»Und das Feuer auf dem Altar soll auf ihm in Brand gehalten werden, es soll nicht erlöschen; und der Priester soll Holz auf ihm anzünden, Morgen für Morgen, und das Brandopfer auf ihm zurichten und die Fettstücke der Heilsopfer auf ihm in Rauch aufgehen lassen. Ein beständiges Feuer soll auf dem Altar in Brand gehalten werden, es soll nicht erlöschen.« (3. Mose 6,5-6)

»Wenn du davon befreit wurdest, nach Erfolg und Beifall zu streben, um dich gut zu fühlen, dann weißt du, dass die Gnade Gottes in dir gewirkt hat.«²

Wer für sich
selbst brennt, gibt
irgendwann auf
und brennt aus.
Wer für Gott und
für sein Wort
brennt, der
hält durch.

Das wichtigste Merkmal wahren geistlichen Feuers ist, dass es Tag und Nacht am Brennen gehalten wird. Es ist beständig und hat mit mechanischen Abläufen nichts zu tun. Ein Brennen für den Herrn. Wer für Jesus brennt, brennt nicht aus.

»Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. In Treue bringt er das Recht hinaus« (Jesaja 42,3).

Zwischen Original und Fälschung, zwischen falschem und richtigem Feuer zu unterscheiden, ist nicht immer einfach. Der letzte, unbestreitbare Beweis für Echtheit, auch in unserem eigenen Leben ist: *Hält* das Feuer? Ist es auch nach vielen Jahren noch am Brennen? Auch nach Rückschlägen, Enttäuschungen, Anfeindungen?

2 Tripp, Paul David: *Jeden Morgen neue Gnade*, Reichshof: Voice of Hope, 3. Auflage 2024, Andacht vom 11. Januar.

Wer für sich selbst brennt, gibt irgendwann auf und brennt aus.
Wer für Gott und für sein Wort brennt, der hält durch.

Der letzte Prüfstein ist: Suchen wir nach unserem eigenen Vorteil oder nach Gottes Vorteil? Gerade die Rückschläge im Leben und im Dienst zeigen uns, ob es uns um unsere eigene Agenda geht oder um Gottes Agenda. Ob wir groß rauskommen sollen oder er. Ob wir falsches Feuer auf dem Altar steigen lassen oder Gottes Feuer.

»You will never glory in God till first of all God has killed your glorying in yourself.«

(»Du wirst Gott niemals die Ehre geben, bevor Gott jede Ehre getötet hat, die du dir selbst geben willst.«)³

Charles H. Spurgeon

Die Emmaus-Jünger haben es kapiert. Dass es nämlich nicht um ihr Narrativ geht, sondern um Gottes Narrativ. Das ist das, was Herzen zum Brennen bringt und am Brennen hält. Es ist eine bewusste, tägliche Entscheidung, mich von meinem eigenen Narrativ, von meinen Wünschen und Vorstellungen zu verabschieden und auf das Narrativ umzusteigen, das das Wort Gottes offenbart, und Teil davon zu werden. Deshalb hat Jesus diese zwei geknickten Seelen nicht therapiert, getröstet, bemitleidet oder gar in ihrer Trauer gestärkt. Sondern er hat die Schriften für sie ausgelegt. Er hat die eigentliche Geschichte erzählt, die läuft. Gemeinschaft mit Gott im Gebet ist der Zündfaktor, der uns mit dieser, mit seiner Geschichte verbindet, sie in unser eigenes Leben hineinzieht und im Alltag lebendig macht.

**»Du wirst Gott
niemals die Ehre
geben, bevor Gott
jede Ehre getötet
hat, die du dir
selbst geben willst.«**

3 <https://www.spurgeon.org/resource-library/sermons/glorifying-in-the-lord/#flipbook/> (abgerufen am 17.04.2025); Übersetzung durch die Autorin.

Ein anderer enttäuschter und gescheiterter Diener Gottes, einer aus dem Alten Testament, durfte einmal die gleiche froh machende Entdeckung machen wie die Emmaus-Jünger. Dieser Prophet Elia erlebt ein spektakuläres Wirken Gottes auf einem Berg namens Karmel. Ein Feuer, das wirklich von Gott kommt – dramatisch, überzeugend, ein unbestreitbarer Beweis für die Vorherrschaft des Gottes Israels über die Götter der Heiden. Eine Darstellung seiner Macht, wie wir sie uns nur erträumen können. Aber das Spek-

Die Stimme, das
leise Säuseln, das
Wort ist die Kraft,
die den gebroche-
nen Propheten
wieder zu alten
Kräften bringt und
ihn gestärkt und
getröstet zurück
ins Leben führt ...

takel ist im Nu vorbei und bringt nicht die erhoffte Wende im Volk. Eher das Gegenteil: Die Menschen kehren zur Tagesordnung zurück, die niederträchtige Königin Isebel will Elia, den Mann Gottes, umbringen. Dieser wählt die Flucht, kündigt seinem Mitarbeiter und bricht schließlich vollends zusammen – erschöpft und tief traumatisiert. Nachdem der Engel des HERRN ihn wieder auf die Beine gebracht, ihn mit Brot aus dem Himmel ernährt und mit lebendigem Wasser erfrischt hat, marschiert er zu einem anderen Berg, dem Berg Horeb, wo er

eine unvergessliche und lebensverändernde Begegnung mit Gott hat. Es gibt wieder Feuer, dazu noch ein Erdbeben und ein Gewitter (vgl. 1. Könige 19). Drama pur! Eine Wiederholung der Sensation auf dem Berg Karmel, nur noch besser. Aber mit einem entscheidenden Unterschied:

»Da kam ein Wind, groß und stark, der die Berge zerriss und die Felsen zerschmetterte vor dem HERRN her; der HERR aber war nicht in dem Wind. Und nach dem Wind ein Erdbeben; der HERR aber war nicht in dem Erdbeben. Und nach dem Erdbeben ein Feuer, der HERR aber war nicht in dem Feuer. Und nach dem Feuer der Ton eines leisen Wehens« (1. Könige 19,11-12).

Es ist nicht der Wind, auch nicht das Erdbeben oder das Feuer, das die nächste Phase von Gottes Geschichte mit Israel einläutet. Die Stimme, das leise Säuseln, das Wort ist die Kraft, die den gebrochenen Propheten wieder zu alten Kräften bringt und ihn gestärkt und getröstet zurück ins Leben führt, in die entscheidenden nächsten Aufgaben hinein. Das *Wort* unterweist ihn, nicht das dramatische Erlebnis. Jakobus erklärt Hunderte von Jahren später, wie Elias Lebensstil des Gebets dieses Wort in seinem Herzen anzündet, und zieht aktuelle, Mut machende Parallelen direkt zum Leben seiner Leser:

»Elia war ein Mensch von gleichen Gemütsbewegungen wie wir; und er betete inständig, dass es nicht regnen möge, und es regnete nicht auf der Erde drei Jahre und sechs Monate. Und wieder betete er, und der Himmel gab Regen, und die Erde brachte ihre Frucht hervor« (Jakobus 5,17-18).

Ein anderer Prophet hört ebenfalls die Stimme Gottes und richtet, wie Elia, sein Leben nach dieser Stimme. *»Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund. ... ich werde über meinem Wort wachen, es auszuführen«*, lautet Gottes vielversprechende Zusage an den jungen Jeremia am Anfang seines Dienstes als Prophet (vgl. Jeremia 1,9+12). Gut, dass der Anfänger noch nicht weiß, auf was er sich einlässt. Der »weinende Prophet«, wie er oft genannt wird, hat das Gefühl, für seine Hingabe an Gottes Auftrag in seinem Leben nur bestraft zu werden. Haben wir nicht auch manchmal dieses Gefühl? Trotzdem: Wenn es darauf ankommt, kann Jeremia nicht aufhören, für Gott zu brennen – auch wenn er die ganze Aktion von sich aus gerne an den Nagel gehängt hätte:

»Doch sooft ich mir sage: Ich will nicht mehr an ihn denken und nicht mehr in seinem Namen reden, wird es in meinem Herzen wie brennendes Feuer, eingeschlossen in meinen Gebeinen. Und ich

habe mich vergeblich abgemüht, es weiter auszuhalten, ich kann nicht mehr!« (Jeremia 20,9)

Kein biblischer Held verbraucht so viele Taschentücher wie Jeremia in seiner permanenten Zwickmühle zwischen »Herr, ich kann es nicht – ich bin nicht der Richtige für diesen schweren Auftrag« und: »Aber ich kann nicht anders, ich kann nicht zurückhalten, ich muss reden!« Ähnlich wie die ersten Jünger, die vor die Stadtbehörden Jerusalems geschleppt werden, in ständiger Todesgefahr leben und dennoch verkünden: *»Denn es ist uns unmöglich, von dem, was wir gesehen und gehört haben, nicht zu reden«* (Apostelgeschichte 4,20).

Tja, wohin sollen wir sonst gehen? Nur er, unser Herr, hat Worte des ewigen Lebens (vgl. Johannes 6,68)! Wie oft haben uns Geschwister im Glauben mit diesen Worten getröstet! Was ist die Alternative? Wem sollen wir sonst dienen? Welche Message hätten wir für die Welt, wenn wir das Wort des Herrn nicht hätten? Gibt es etwas Besseres als das?

Das Feuer Gottes auf dem Missionsfeld

Der Glaubenseifer der Propheten mitten auf feindlichem Revier färbte sich auf viele die Bibel liebende Christen ab, die wir in meinen Kindheitsjahren auf dem Missionsfeld in Nord-Nigeria kennenlernen und lieb gewinnen durften. Erst im Nachhinein habe ich mit meinen beiden Schwestern zusammen erkannt, welche Ehre es war, sie – wie in unseren Kreisen damals üblich – »Tante« und »Onkel« nennen zu dürfen. Keiner von ihnen wurde berühmt, keiner gewann eine Auszeichnung, keiner stach als schillernde Persönlichkeit aus der Menge heraus, die meisten von ihnen haben einen bescheidenen Lebensabend in irgendeiner

Mietwohnung in Großbritannien verbracht und in ihren aus-sendenden Gemeinden nach Kräften gedient. »They don't make that sort any more« – »von dieser Sorte gibt es keine mehr«, sagt meine Schwester immer wieder traurig, wenn wir Erinnerungen aus unserer Kindheit austauschen und darüber staunen, was für feine Christen wir in unserem Haus – manchmal wochenlang – zu Gast hatten.

Die älteren dieser Diener und Dienerinnen Gottes gehörten zu einer großen Schar von Nigeria-Missionaren, die den Auftrag hatten, eine »Mauer« des Evangeliums südlich der Sahara-Wüste zu bilden. Sie wollten durch einen konzentrierten Schub von missionarischen Aktivitäten, Gemeindegründungen, christlichen Schulen und Krankenhäusern den systematischen Vormarsch des Islam aus Nordafrika bremsen. Ihre unterschiedlichsten Projekte bildeten einen »Bible Belt« quer durch die Mitte Nigerias. Der »Plateau State« in Nord-Nigeria, in dem mein Vater zwanzig Jahre lang als Finanzdirektor einer britischen Firma arbeitete, war der »Hotspot« dieser Kampagne. Unzählige normale, unscheinbare Christen aus unterschiedlichen Konfessionen und Hintergründen strömten nach Nord-Nigeria, um sich diesem Auftrag zu widmen.

Eine alleinstehende Frau namens Mary Slessor erscheint immer wieder in den Erzählungen aus dieser Zeit. Sie war die allererste Missionarin in Nigeria, erreichte das Land zum ersten Mal 1876. Aus ihrer Feder stammen die Worte:

»Lord, the task is impossible for me but not for Thee. Lead the way and I will follow. Why should I fear? I am on a Royal Mission. I am in the service of the King of Kings.«⁴

4 <https://bethanygu.edu/missions/missionaries-africa/> (abgerufen am 08.04.2025); Übersetzung (auf der folgenden Seite) durch die Autorin.

(»Herr, der Auftrag ist für mich unmöglich, aber für dich nicht. Zeig mir den Weg, und ich werde dir folgen. Warum sollte ich mich fürchten? Ich stehe im königlichen Dienst. Ich bin im Auftrag des Königs aller Könige unterwegs.«)

Ein winzig kleines afrikanisches Tier entpuppte sich als der gefährlichste Killer für die ersten Ausländer, die diese Reise ins Ungewisse auf sich nahmen: die Mücke. Die Krankheit, die sie brachte, war die Malaria. Mary Slessor war eines der ersten Opfer, es sollten viele folgen. Zu unserer Zeit noch wurde berichtet, dass die ersten Missionare ihre Habseligkeiten gleich in einen Sarg packten, da die Wahrscheinlichkeit, dass sie lebendig in die Heimat zurückkehren würden, gering war.

Zu unserer Zeit noch wurde berichtet, dass die ersten Missionare ihre Habseligkeiten gleich in einen Sarg packten, da die Wahrscheinlichkeit, dass sie lebendig in die Heimat zurückkehren würden, gering war.

Das war auch die Generation von C.T. Studd, Kind des britischen Hochadels, national bekannter Cricket-Profi und Cambridge-Absolvent, der 1878 als junger Student eine bahnbrechende Begegnung mit Jesus hatte und daraufhin seinem Luxusleben als bekannter Sportler den Rücken kehrte, um in China – später auch in Indien und Afrika – als Missionar zu arbeiten. Sechs andere junge Cambridge-Studenten folgten seinem Beispiel. Das Zeugnis dieser jungen Männer machte in Großbritannien Schlagzeilen. Die sogenannten »Cambridge Seven« besuchten vor ihren ersten Missions-

reisen viele britische Universitäten und riefen die Studenten zur Buße und zur Nachfolge Jesu auf. Die Studentenmission in Cambridge profitierte noch zu meiner Zeit dort von der entschlossenen Hingabe dieser ehemaligen Absolventen. Eine Rede von C. T. Studd,

überliefert in seiner Biografie »Cricketeer und Pioneer« von Norman Grubb, ging mir schon damals unter die Haut. Bis heute erschüttert sie mich als Zusammenfassung dessen, was wirkliches biblisches Feuer bedeutet:

»Meine Herren, ihr habt ein reichhaltiges Essen zu euch genommen, ihr seid also für ein paar klare Worte gut gerüstet. Ich werde eure Ohren nicht mit einer vornehmen Kanzelrede oder mit feiner akademischer Rhetorik kitzeln. Ich werde in der normalen Alltagssprache reden, in der Sprache, die wir im echten Kampf um Leben oder Tod gebrauchen und in unserer Herz-zu-Herz-Kommunikation miteinander. Früher hatte ich eine andere Religion. Eine Religion auf Zehenspitzen, stotternd, mit angehaltenem Atem, salonfähig, auf der Suche nach verborgenen Wahrheiten in der Bibel – aber ohne Gehorsam, ohne Opfer. Dann kam die Wende. Ich habe das Original entdeckt. Harmloses Geplapper verwandelte sich in raues Salz. Aus dem Kinderzimmerspiel mit den Kindermädchen wurde das harte Cricket-Spiel auf dem öffentlichen Feld. Aus Worten wurden Taten. Die Befehle Christi waren auf einmal nicht bloß Sprüche zum Aufsagen in der Sonntagsschule, sondern Kampfrufe, denen es zu gehorchen galt – es sei denn, man wollte seine Würde und Männlichkeit verlieren. Das Abnicken von Glaubenssätzen wurde in entschlossenen Tatendrang verwandelt. Aus Orthodoxie wurde Wirklichkeit. Anstatt immer wieder ›Herr, Herr‹ in ehrfurchtsvollem Ton vor mich hin zu plappern und dabei den einfachsten Geboten gegenüber taub zu sein, fing ich an, Gott in Wirklichkeit als meinen Vater zu sehen und mich auf ihn als Vater zu verlassen, ihm dementsprechend auch zu vertrauen. Anstatt nur über Gemeinschaft zu reden, freute ich mich über Gemeinschaft. Anstatt mich künstlich und angespannt zu verhalten, wurde ich natürlich und originell in meinem Benehmen. Ich redete über Gott und Jesus Christus als echte, lebendige, persönliche Freunde und Angehörige ... mit

anderen Worten: Ich hörte mit religiösen Formeln und Zeremonien auf – und wurde Christ.»⁵

»If Jesus Christ be God and died for me, then no sacrifice can be too great for me to make for Him« (auf Deutsch: »Wenn Jesus Christus Gott ist und für mich starb, kann mir kein Opfer zu groß sein, um es ihm darzubringen.«) – so begründete C. T. Studd seine Entscheidung, allem, was sein bisheriges Leben ihm anzubieten hatte, abzusagen und Gottes Ruf zu folgen.

In seinem späteren Leben gründete er die Missionsorganisation WEC International (Worldwide Evangelisation for Christ), die heute mit 1800 Mitarbeitern aus 50 Nationen in 70 Ländern tätig ist.

Opfer, die zu groß sind?

Für die, die Studds Beispiel in späteren Jahren folgten, gehörten Opfer und Verzicht zum Alltag. Der Preis war hoch, das blieb auch uns Kindern nicht verborgen. Manchmal zerbrachen diese lieben Männer und Frauen an dem Auftrag, dem sie sich gewidmet hatten. Miss H. unterrichtete an der Missionsschule, die wir besuchten, bevor wir nach England ins Internat geschickt wurden. Sie war eine zarte Frau, gewann unsere Kinderherzen mit ihrer sanften, liebevollen Art, war eine fleißige und kompetente Lehrerin. Sie fiel auf einen Heiratsschwindler herein, der manchen der alleinstehenden Damen den Hof machte, sie gegeneinander ausspielte und dann fallen ließ. Miss H. kam über diese Enttäuschung nie hinweg und starb früh an einem Herzversagen.

5 Grubb, Norman: *Cricketeer and Pioneer*, Cambridge: Lutterworth Press, 3. Auflage 1978, S. 124, Übersetzung durch die Autorin.

Wilfred und Anita hielten es in der Bescheidenheit und Abgelegenheit des afrikanischen Hinterlands irgendwann nicht mehr aus und folgten einer Einladung, als Pastorenehepaar in einer prestigeträchtigen Kirche in den USA zu dienen. Zehn Jahre später brach ihre Ehe auseinander, ihre einzige Tochter landete in einer Sekte und brach die Verbindung zu ihren Eltern ab. Sie war unsere beste Freundin und engste Verbündete gewesen, als wir wie die wilden kleinen Furien durch die afrikanische Steppe gezogen waren, auf Felsen und Bäume kletterten und Geschichten über Tiere und Pflanzen erfanden. Wir waren am Boden zerstört, als wir erfuhren, was aus ihr geworden war.

Viele Missionare opferten alles für ihren Ruf nach Afrika, aber der Funke sprang nicht auf ihre Kinder über. Zwei Missionarskinder, mit denen wir unsere Kindheit teilten, kehrten dem Glauben ihrer Eltern den Rücken zu. Sie nahmen ihren Eltern die (zumindest gefühlten) Unannehmlichkeiten übel, die sie als Kinder wegen der Berufung ihrer Eltern auf sich nehmen mussten. »Papa, du bist doch Doktorand der Oxford University, wir hätten reich werden können – und diese kleine Mietwohnung ist alles, was du vorzuzeigen hast?« Eine schlimmere Strafe für einen lebenslangen Dienst für den Herrn gibt es für ernste Christen nicht.

»Könnte Gott seinen Leuten das Leben nicht leichter machen?«, fragten wir uns oft als Kinder. »Den einen oder anderen Sonderbonus? Zumindest die Garantie, dass die eigenen Kinder nicht zu Schaden kommen? Oder den Singles unter ihnen wenigstens einen Ehepartner schenken? Irgendeine Belohnung für die ganzen Opfer?« Bis heute quälen mich manchmal diese Fragen.

Bei unseren Eltern stand Gastfreundschaft ganz oben auf der Prioritätenliste. Unser luftiges Haus mit dem großen Anwesen war dafür wie geschaffen. Wir hatten einen abgetrennten Gästetrakt

für Besucher, einen Koch und einen »Houseboy« im Haus, zwei Gärtner – und die meiste Zeit schönes Wetter. Wir gehörten als Familie zu einer Sonderkategorie von Ausländern. Christen, aber keine Missionare. Zumindest nicht »offiziell«. Für meinen Vater allerdings machte das keinen Unterschied, auch als Geschäftsmann sah er sich als Missionar. »Wir sind alle Missionare«, behauptete er energisch – »egal, welchen Beruf wir ausüben.« Wir waren mit vielen »offiziellen« Missionaren befreundet. Alle wussten von der offenen Einladung, Auszeiten in dem kleinen Gästehaus zu genießen, das durch den Umbau einer überflüssigen Garage entstanden war. Ein Doktor der Theologie schrieb dort einen gewichtigen Kommentar über den Galaterbrief. Da mussten wir besonders ruhig sein und in seiner Nähe auf Zehenspitzen gehen, um ja nicht irgendeinen wegweisenden paulinischen Gedankengang zu unterbrechen. *Wie kann man nur so viel Papier verbrauchen, nur um über den Galaterbrief zu schreiben? Und drei ganze Bände daraus zu machen?* Das fragten wir Kinder uns manchmal.

Unser Glück oder Unglück hing davon ab, wer genau die Heiligen waren, die in den Genuss kamen, sich von sämtlichen Burnouts, Spannungen mit Kollegen und sonstigen Müdigkeitserscheinungen bei uns im Haus zu erholen.

Wenn Tante Rosalie für drei Wochen angekündigt war, stieg ein dreifacher Jubelschrei in die Luft. Mit ihr konnte man tagsüber Fangen und Verstecken spielen und abends stundenlang Scrabble oder »Mensch ärgere Dich nicht«. Sie war auch witzig, fand immer alles lustig und mochte uns Kinder. Sie war eine von uns. Wir durften sie alles fragen, nur nicht nach ihrem Alter. Unsere Eltern vermuteten, dass sie um einiges älter war als sie aussah, auch weil sie sich so jugendlich verhielt. Sie muss mindestens 80 Jahre alt gewesen sein, als wir sie bei einem Versteck-Spiel nirgendwo finden konnten. Meine Mutter wollte schon eine Suchmannschaft

hinausschicken, doch schließlich entdeckten wir sie doch noch – oben in einem Eukalyptusbaum!

Bei Tante Susi dagegen durften wir nur im Flüsterton reden, weil sie sich fast immer mitten in einem Nervenzusammenbruch befand. Meine Mutter besorgte schon vor ihren Besuchen frische Papiertaschentücher und wir wurden angehalten, draußen zu spielen und uns so zu verhalten, als ob es uns nicht gäbe. Das hatte den Vorteil, dass unsere strenge Mutter tatsächlich vergaß, dass wir da waren – so bemüht war sie um das Wohlergehen von Tante Susi.

Dann gab es Onkel David, der dringend eine Frau brauchte. Dieses Phänomen faszinierte uns. Meistens waren es die alleinstehenden Damen, nicht die Herren, die gegen Hoffnung hofften, dass ihr »Zuerst-trachten nach dem Reich Gottes« in den staubigen Steppen des nigerianischen Missionsfelds wie durch ein Wunder den ersehnten Ehemann als Teil des verheißenen »Hinzugefügten« ergeben würde. Wir waren in jungen Jahren schon Experten in Heiratsvermittlung, rätselten stundenlang, wer von unseren einsamen missionarischen Bekannten zu wem passen könnte, und scheuten uns auch nicht davor, Vorschläge zu machen.

Aber Onkel David war nicht einfach zu vermitteln. »Er blickt einfach zu ernst«, beschloss meine Schwester Tanya, die von uns dreien bis heute die beste Menschenerkenntnis besitzt. »Schon aus der Ferne ist er eine ehrfurchterregende Erscheinung.«

»Aber nicht aus der Nähe. Schlecht sieht er eigentlich nicht aus«, fügte ich nachdenklich hinzu. »Sportliche Figur, wenig Haare, aber das muss kein Hindernis sein. Die Augen sind ganz nett, wenn er vergisst, heilig und streng zu gucken.«

»Aber er lacht nie über unsere Späße«, gab unsere kleine Schwester Andrea zu bedenken. »Wie soll eine Ehefrau das aushalten?«

»Das könnte aber daran liegen, dass unsere Späße blöd sind«, ergänzte Tanya nachdenklich.

Dieser Gedanke war für Andrea und mich neu. Wir fanden uns selbst immer lustig.

Irgendwann fand Onkel David eine Frau, die nichts dagegen hatte, dass er nie lachte. Oder vielleicht brachte sie ihn ja zum Lachen, meinte Tanya, während Andrea und ich über diese Vorstellung nur die Köpfe schütteln konnten.

»Auntie« Janet gehörte zu den Favoriten. Sie trank literweise Kaffee, und auch für sie räumte meine Mutter ihren Terminkalender, weil sie immer Spannendes zu erzählen hatte. Wie eine Heldin sah sie allerdings ganz und gar nicht aus. Zwei vorstehende Zähne fielen einem als Erstes auf, dazu die riesig großen Brillengläser, umrahmt von dunkeln, dicken Gestellen, wie sie in den 1960er-Jahren üblich waren. Diese Art von Brillen ließen die Augen des Trägers überdimensional und unheimlich erscheinen. Auntie Janet war klein und unscheinbar, mit lockigen Haaren. Eher die ernstere Sorte, aber wir hatten für sie eine tiefe Ehrfurcht. Ihre Heimatgemeinde hatte sie als Hebamme in die abgelegenen Dörfer Nord-Nigerias geschickt, aber sie war viel mehr als das geworden. Sie flitzte in einem kleinen, uralten Jeep von Dorf zu Dorf. Einmal kamen wir bei ihr an und sahen nur ihre Beine unter dem Jeep hervorlugen – sie reparierte ihren Wagen immer selbst. Wenige Minuten später erschien ein mit Öl verschmiertes Gesicht, das so dunkel war wie die Gesichter der Einheimischen, denen sie diente.

Tante Janets Hauptaufgabe war es, afrikanische Säuglinge in Serienproduktion auf die Welt zu holen. Zwischendrin gründete sie eine Bibelschule für Pastoren und unterwies sie im Wort Gottes, betreute neu entstandene kleine Gemeinden, zu denen keiner der anderen Missionare hinfahren konnte oder wollte. Außerdem unterwies sie Pastorenfrauen in der Arbeit mit Kindern, im Nähen und in gesunder Säuglingspflege. Die Dörfer waren zu

dieser Zeit für das Evangelium offen wie nie zuvor, es gab eine Welle von Bekehrungen verbunden mit dem klassischen Mangel an Mitarbeitern, unter dem fast jedes christliche Werk leidet. Keiner liebte diese Menschen mit größerer Hingabe und Opferbereitschaft als Tante Janet. Sie war Single aus Leidenschaft und lebte in einem kleinen Lehmhaus mit zwei Zimmern und einem Dach aus Wellblech. Eine Öllampe spendete an den langen Abenden Licht, sie kochte auf einem Holzfeuer.

Während sich ganze Gremien von theologischen Herren in ihrer Heimat stundenlang stritten, ihre Gemeinden spalteten, Doktorarbeiten und theologische Thesen darüber verfassten, ob eine Frau in einem Gottesdienst einen Psalm vorlesen darf oder nicht, zog Tante Janet Tag für Tag durch die staubige nigerianische Landschaft und tat das, wozu sie sich berufen sah, nämlich: Menschen zu lieben. Sie las ihnen aus der Bibel vor und erklärte ihnen, was diese Worte für sie bedeuteten, packte Medikamente aus dem Kofferraum ihres Jeeps aus, entband Säuglinge und tröstete Aussätzige und Trauernde.

Beim Schlürfen aus Mutters feinsten Porzellantassen (die für Missionare reserviert waren) lief manch ein Gespräch so oder ähnlich ab:

Janet: »Der Vorstand hat eine Klage eingereicht.«

Hella (meine Mutter): »Um was geht es dieses Mal?«

Janet: »Es kam ihnen zu Ohren, dass ich die Männer nicht aus dem Raum schicke, wenn ich Bibelarbeiten halte. Sie dürfen ja nicht von einer Frau das Evangelium hören.«

Hella: »Aber dann wäre der Saal doch fast leer.«

Janet: »So ist es. Das traue ich mir nicht, den Brüdern zu Hause zu schreiben.«

Hella: »Es wäre ihnen also lieber, dass diese Männer die Bibel gar nicht kennenlernen, als dass sie durch eine Frau unterrichtet werden?«

Janet: »So sieht es aus.«

(kurze Pause)

Hella (nachdenklich): »Es gibt ja in ihrem System einen Ausnahmeklausel für solche Fälle, nicht wahr? Wenn die Männer zu faul, träge und bequem sind, um zu den Verlorenen zu gehen, dann lässt sich Gott dazu herab, sogar Frauen in der Verkündigung zu gebrauchen. Als Notmaßnahme sozusagen. So erklären sie doch Deboras Dienst immer. Gott hat sie gebraucht, nicht weil er wollte, sondern weil er keine Männer fand. Dagegen können sie keine Argumente bringen. Nicht gerade ermutigend für uns Frauen, aber Not macht erfinderisch. Schreib den Herren doch, dass sie ein paar eifrige, geistlich fitte Brüder hier ins Abseits schicken sollen, die bereit sind, in einer Lehmhütte ohne Strom zu leben, ehelos (verstehst sich) und offen für alles zu sein. Es wäre für den Dienst günstig, wenn sie auch Säuglinge entbinden könnten. Du würdest dich natürlich riesig freuen.«

(lautes Lachen)

Janet: »Hilfst du mir bitte, den Brief zu verfassen?«

Hella: »Nichts lieber als das. Und für die Ermutigung, das Anfeuern und die Rückenstärkung, die du dringend brauchst, aber von den Geschwistern zu Hause nicht bekommst, kommst du weiterhin zu uns!«

Janet: »Ich hoffe nur, dass sie keinen Abgesandten schicken, um meine Arbeit zu kontrollieren.«

Hella: »Mach dir keine Sorgen. Zwischen dir und deinen Bewachern liegt eine riesige Fläche: die Sahara-Wüste, das Mittelmeer, die schweizerischen Alpen, halb Europa, der Ärmelkanal und Tausende Pfund für Flüge. Bleib schön unter dem Radar, die Brüder haben zu Hause in ihren Gemeinden größere Probleme!«

Als Tante Janet für ihren wohlverdienten Ruhestand nach Großbritannien zurückkehrte, bezog sie eine kleine Ein-Zimmer-Wohnung, steckte Blumen für die Sonntagsgottesdienste ihrer

Heimatgemeinde, stellte sich voll hinter die Gemeindeleitung, diente, wo immer sie gebraucht wurde, und besuchte Kranke und Alte. Als sie selbst krank wurde und starb, waren wir untröstlich.

Eine Erkenntnis blieb hängen: Das Evangelium zu verkündigen, egal in welchem Land, ist ein geistlicher Kampf. Buchstäblich ein Spiel mit dem Feuer. Ausgang ungewiss, auch für die Familie. Als die Hölle ihre gesamte Niedertracht und Grausamkeit auf den Straßen Nord-Nigerias im September 1966 entfesselte und der Biafra-Krieg ausbrach, waren es die Missionare, die mit meinem Vater zusammen Kopf und Kragen riskierten, um zum Teil schwer verletzte Einheimische aus der Kampfzone zu fahren, ihre Autos stundenlang mit traumatisierten Opfern zu füllen und sie in Sicherheit zu bringen. Ein Blutbad hautnah zu erleben, hinterlässt Wunden, die nie ganz heilen.

Gott, wenn du so mit deinen Mitarbeitern umgehst, dann wundert es mich nicht, dass du so wenige davon hast, soll der Schriftsteller C.S. Lewis einmal gesagt haben. Sie haben ihr Leben nicht geliebt bis zum Tod, schreibt Johannes in seiner Offenbarung (vgl. Offenbarung 12,11). Gerade daran erkennt man wahres geistliches Feuer: Ich lebe für etwas, was größer ist als ich selbst. Ich folge dem Lamm nach, wohin auch immer es mich führt (vgl. Offenbarung 14,4). Auch wenn Gott mich umbringt (vgl. Hiob 13,15), werde ich ihm vertrauen – lieber mit ihm in den Tod als ohne ihn in ein bequemes Leben. Das ist die ehrfurchterregende Lehre aus dem Leben dieser Männer und Frauen, die uns als Kinder begleiteten.

Gerade daran
erkennt man
wahres geistliches
Feuer: Ich lebe für
etwas, was größer
ist als ich selbst.
Ich folge dem
Lamm nach, wohin
auch immer es
mich führt.

In einer Bibelstunde viele Jahre später in der Universität Cambridge las ich einmal einen Text aus der Biografie von C. T. Studd vor, der mich besonders bewegte. Dann blätterte ich durch die Schwarz-Weiß-Fotos mitten im Buch und blieb auf der Seite stehen, auf der Studds hübsche Töchter abgebildet waren. »Was wohl aus denen geworden ist?«, fragte ich nachdenklich. »Das kann ich dir sofort sagen«, schmunzelte der junge Student, der die Runde leitete. Er zeigte auf eine von Studds Töchtern. »Das ist meine Großmutter.« Mir stockte der Atem. Eine Frucht vom Leben des C. T. Studd saß mir direkt gegenüber. In der Tat: Kein Opfer ist zu groß, um es Jesus darzubringen!

5. Auf der Suche nach charismatischem Feuer

Die vielen Eindrücke aus der Missionswelt Nigerias hatten ihre Spuren hinterlassen. Ein neuer Aspekt kam in meinen Studenten-jahren in Cambridge dazu: Uns wurde Europa als Missionsfeld vorgestellt. Europa als Schlusslicht unter den christlich geprägten Kontinenten – weit hinter Afrika und Indien. Deutschland, »Friedhof der Missionare«, mit einer zerstrittenen und zerspaltenen Gemeinde und einem üppigen Wohlstand, der das Land geistlich gesehen fast zum Stillstand gebracht hatte. Wenig an echtem geistlichem Leben, Gemeinden, die in sich gekehrt waren, stark mit ihren Regeln und Gesetzen beschäftigt, kaum Ausstrahlung oder Aussendungsbewusstsein hatten. Klassische Vorurteile, mag sein – aber die Herausforderung reizte mich. Also nichts wie hin!

Durch die Ankunft und den Einfluss der Organisation »Jugend mit einer Mission« in Deutschland Ende der 1970er-Jahre herrschte Aufbruchstimmung in vielen Jugendgruppen landauf, landab. Unter dem Motto »Gott kennen und ihn bekannt machen« erklärten sie den Missionsbefehl Jesu zu ihrem Lebensauftrag. Junge Missionare von »Jugend mit einer Mission« hatten mich als Teenager in ihre Obhut genommen, gerade als die blutleere Dürre einer in die Jahre gekommenen afrikanischen Baptistengemeinde mir beinahe den letzten Rest Lust auf den Glauben genommen hatte. Mir fehlte die Gemeinschaft mit gleichaltrigen Christen. Viele der Missionare, die wir in unserer Kindheit lieb gewonnen hatten, waren in den Ruhestand gegangen, die Jahre in einem strengen Internat in Westengland hatten mir zwar eine hochwertige Schulbildung gebracht, aber wenig geistliche Nahrung. Eine Gruppe deutscher Jungmissionare war zu dieser Zeit

ausgerechnet in Nord-Nigeria unterwegs und übernachtete in unserem Haus, während wir gerade Ferien vom Internat hatten. Meine Eltern dachten: *Deutsch gleich liberal*, und staunten nicht schlecht, als die jungen Besucher und Besucherinnen ihre Bibeln herausholten und mit strahlenden Augen von ihrer Liebe zu Jesus erzählten. Meine deutsche Mutter, die erst in England zum Glauben gekommen war, hatte nicht gewusst, dass es in Deutschland echte, an die Bibel glaubende Christen überhaupt gab! Für mich war das Timing perfekt. Ich ließ mich überreden, vor meinem geplanten Studium noch eine Jüngerschaftsschule bei »Jugend mit einer Mission« in Deutschland zu absolvieren – mit dem Vorteil, dass ich dabei mein Deutsch verbessern konnte.

Für uns brave Sonntagsschul-Absolventinnen aus frommen, konservativen Gemeinden schienen bei »Jugend mit einer Mission« auf einmal die Abenteuer von Hudson Taylor, C.T. Studd, Jim Elliot und Amy Carmichael aus der Ferne zu winken. Wir wollten Berge versetzen, Welten bewegen, Jesus bekannt machen. Die Selbstsicherheit, mit der wir uns im Auftrag des Evangeliums aufmachten, lässt mich im Rückblick innerlich erzittern. Keiner war vor unserem Eifer und der Dringlichkeit unserer Botschaft sicher. Für mich war es wie die Befreiung aus der Zwangsjacke der müßigen, gesetzlichen Frömmigkeit der Gemeinden, die wir damals als Familie besuchten. Diese Gemeinden hatten alles zu bieten, nur nicht Freude.

»Jauchzt dem Gott Jakobs!« (Psalm 81,2), schmetterten wir hinaus – und jauchzten wirklich, von ganzem Herzen und laut. Wir lernten, unsere gesamten Talente, Begabungen, unsere ganze Zeit, Energie, Kreativität und unser Geld in den Dienst des Evangeliums zu stellen. Opferbereitschaft wurde großgeschrieben. Wir rechneten konkret mit dem Wirken des Heiligen Geistes, beteten für Kranke, verkündeten kühn und zuversichtlich, erwarteten

Großes – und erlebten auch Großes. Das größte Geschenk dieser Zeit war, dass ich meinen Mann kennenlernte. Ähnlich wie viele junge christliche Ehepaare unserer Generation hatten wir die Worte »*Ich aber und mein Haus, wir wollen dem HERRN dienen!*« (Josua 24,15) zuversichtlich auf unsere Fahne geschrieben. Es war biblisches Christsein, wie ich bis dahin nie gedacht hatte, dass es in Deutschland – oder irgendwo sonst auf der Welt – möglich sei. Christsein, wie es sich mein Mann vorgestellt hatte, als er frisch aus seinen atheistischen Überzeugungen zu einem lebendigen Glauben an Jesus Christus gekommen war, maßgeblich von den Berichten der Apostelgeschichte geprägt, bevor er irgendeine christliche Frömmigkeitskultur kennenlernte. Er hatte das Glück, von der Kraft der Schriften völlig überzeugt zu sein, bevor irgendein Theologe ihn in die Fänge bekommen konnte, um ihn darauf hinzuweisen, »dass vieles in der Bibel nicht so gemeint ist, wie geschrieben steht«.

Die Anatomie eines Untergangs

Das Feuer dieser ersten Zeit in unserem Herzen zu bewahren, als wir nach und nach eine Horrorstory nach der anderen mit der charismatischen Bewegung erlebten, stellte sich als größte Herausforderung unseres Lebens heraus. Viele unserer damaligen Mitstreiter und Mitstreiterinnen haben die Hürdenläufe von großen Erfolgserlebnissen einerseits, denen aber andererseits tiefe Stürze ins Bodenlose folgten, nicht überstanden. Schließlich haben sie Glaube und Gemeinde an den Nagel gehängt. Dass wir nicht zu dieser Gruppe gehören, verdanken wir der Tatsache, dass wir beide bibelfest waren, bevor wir in der charismatischen Bewegung landeten. Nie hätten wir am Anfang unserer Gemeindegarbeit gehaut, dass die Zerstörungswut, der wir ausgesetzt wurden, nicht von außen kommen würde. Nicht von einer feindlichen Gesellschaft

oder von antichristlichen Zeitgeistern, sondern von innen – vor allem aus dem charismatischen Lager.

Der Einfluss von »Jugend mit einer Mission« mündete Anfang der 1980er-Jahre in die Gründung dynamischer neuer Werke, vor allem in Süddeutschland. Viele freie Gemeinden sprossen nach dem Muster der britischen und amerikanischen Hausgemeinde-Bewegung aus dem Boden. Man wollte Apostelgeschichte »live« erleben, weg von den alten starren Formen. Man wollte Community bauen, Freude an Glauben und Mission neu entdecken, Lebenswege miteinander gehen und andere einladen, diese Wege mitzugehen. Wir waren mit von der Partie. Inzwischen Eltern kleiner Kinder geworden, sahen wir die biblische Notwendigkeit, dass lebendige Gemeinschaft nicht nur in Missionsgesellschaften zu finden sein darf, sondern auch in lokalen Gemeinden gelebt werden muss, wo der »Normalbürger« mit Beruf, Kind und Haus zugerüstet wird, um in seinem Umfeld ein Zeugnis zu sein und sich an der Weltmission zu beteiligen. Auch Deutschland musste neu missioniert werden. Umgeben von einer Handvoll junger, eifriger Mitarbeiter, die die Welt im Auftrag Gottes erobern wollten, waren wir für alles offen, was diesem Ziel dienen könnte. Unsere Gemeinde hatte einen raketenartigen Start erlebt, und wir erwarteten, dass es genauso auch weitergehen würde. So dockten wir uns an jeden Trend, jeden Prediger an, der die Verheißung von Erfolg, Erweckung und dem Wirken des Heiligen Geistes mit sich brachte. Frei nach dem Argument *»Na ja, wenn die Bibel es nicht konkret verbietet, dann muss es okay sein. Autos gibt es auch nicht in der Bibel, aber wir fahren sie trotzdem.«* Der Einfluss von dynamischen Hotspots der charismatischen Bewegung in Süddeutschland direkt in unserer Nähe blieb nicht ohne Wirkung, auch nicht auf diejenigen, die sich uns anschlossen.

Wenn das Feuer zerstört

Eine Sache ist gefährlicher für eine Gemeinde als Verfolgung und Niederlage – nämlich Erfolg. Erfolg macht süchtig – auch und gerade wenn er im Namen Gottes geschieht. Wenn alles super läuft, dann muss Gott doch mit uns zufrieden sein, oder nicht? Wie toll, dass er ausgerechnet uns gebrauchen möchte! Natürlich haben auch wir all die üblichen Floskeln von uns gegeben wie »Es ist natürlich alles Gnade« (mit einem selbstgefälligen, bescheidenen Gesichtsausdruck) oder Andeutungen, dass man nur so hingegen und eifrig sein muss wie wir, »dann wird es auch bei euch klappen!«. Wie wir es in aller Welt versäumt haben, die zahlreichen und eindeutigen Bibelstellen über die Wichtigkeit von Demut und die tödlichen Gefahren von geistlichem Stolz zu übersehen, ist im Nachhinein schwer zu begreifen. Peinlich. Wir sündige Menschen haben in der Seele einen überaus effektiven Mechanismus, der uns immer schnell und wirksam vermittelt, dass wir »nicht damit gemeint sein können«. Gottes Gegenmittel gegen aufbrausenden, geistlichen Stolz? Widrigkeiten und Niederlagen. Von allein werden wir nicht demütig. Von allein werden wir selbstsicher und arrogant. So gesehen können Krisen lebensrettend sein.

Eine Sache ist gefährlicher für eine Gemeinde als Verfolgung und Niederlage – nämlich Erfolg. Erfolg macht süchtig – auch und gerade wenn er im Namen Gottes geschieht.

Reihenweise sahen charismatische Prediger die große Erweckung zum Greifen nahe und unsere Gemeinde als Werkzeug und Schlüssel für einen geistlichen Aufbruch in Europa. Wow, so ein Kompliment! Her damit, wir sind dabei! Die Jugendlichen, die sich um uns sammelten, brüsteten sich mit der Aussicht, bei Gottes Wirken in der ersten Reihe zu sitzen, Teil einer so bedeutenden

Gemeinde zu sein. Träume von Glanz und Gloria machten aus den erwecklichen Anfängen eine tickende Zeitbombe. Throne wollten wir, nicht Kreuze. Ambitionierte Jungprediger, noch in ihren Teenagerjahren, warfen mit Begriffen wie »Vision«, »Strategie«, »Führungskompetenzen« und »Wachstumskurven« um sich. Gottes Reich als Vermarktungsaktion: Zeichen, Wunder, Heilungen, Erlebnisse, ein Stammpfad auf der Bühne, ein geistliches Amt auf Lebenszeit. Nie wieder »in der Welt« arbeiten gehen. Zur gleichen Zeit zog Willow Creek seine Kreise in Deutschland mit Bauplänen für Gottesdienste, zu denen man endlich mal guten Gewissens seine nichtchristlichen Freunde einladen konnte, ohne vor lauter Fremdschämen im Boden versinken zu müssen. Die Gemeindeleitung sollte bitte liefern.

Einige störende Phänomene innerhalb dieser neuen Strömungen waren uns schon von Anfang an aufgefallen. Der Anspruch, den Heiligen Geist in De-luxe-Ausstattung zu kennen, geht immer mit einer gehörigen Portion Unbelehrbarkeit einher. *Der Geist, den*

»Wenn es nicht
für den Pastor in
Nordkorea funk-
tioniert, der im
Gefängnis gefoltert
wird, dann ist es
kein Evangelium.«

*wir haben, ist doch ein **Heiliger** Geist!*, dachten wir immer wieder verzweifelt. Auf das Eindringen des Wohlstandsevangeliums in unsere Gemeinde lautete Helmut's Antwort: »Wenn es nicht für den Pastor in Nordkorea funktioniert, der im Gefängnis gefoltert wird, dann ist es kein Evangelium.« Das kam nicht gut an. Aus naiver Unkenntnis und Angst, Mitstreiter zu verlieren, ließen wir vieles laufen, machten mit, setzten auf den heil-

samen Effekt von wachsender Erfahrung und Reife und verdrängten ein mulmiges Gefühl bei vielem, was in der charismatischen Kultur lief.

Dass die sogenannte Gabe der Prophetie großspurig missbraucht werden kann, erlebten wir schon früh in unserem Dienst. Ein Leiter muss nicht charismatisch sein, um die Menschen zu missbrauchen und verletzen, die ihm anvertraut sind. Dieses Phänomen gibt es in jeder geistlichen Strömung. Der Unterschied ist, dass extreme Charismatiker ohne Zögern göttlichen Beistand für ihre Meinungen und Empfindungen beanspruchen. Man wurde doch trainiert, »offen für den Heiligen Geist zu sein«, Gaben zu »aktivieren«. In einem ungereinigten Herzen sind die Folgen verheerend. Vorübergehende Empfindungen werden dem Heiligen Geist zugeschrieben und als göttliche Eingebung verkündet. Persönliche Sympathien schleichen sich ein. Man hat Mut machende prophetische Worte für die netten Leute, man manipuliert sie und schmeichelt ihnen mit »So spricht der Herr ...«. Geschwister, die einem weniger liegen, bekommen eher Warnungen und negative Botschaften. Der Kopf wird aufgeblasen, die Seele selbstüberzeugt und unbiegsam. Man fängt an, selbst Gott zu spielen.

Was wurde für uns alles »vom Herrn gehört«! Ein Ehepaar hatte zwei Wochen vor unserer Hochzeit »den Eindruck«, dass unsere Ehe nicht »vom Herrn« sei. Als junge, ohnehin ängstliche und unsichere Braut geriet ich in vollblütige Panik, während mein Ehemann in spe das »prophetische Wort« mit einem guten Schuss Humor von sich wies. Meine Mutter setzte dem Spaß ein Ende mit einem energischen »Was für ein Quatsch! Die Flüge nach Deutschland sind schon gebucht. Schatz, es ist zu spät!«

Eine Prophetin kündigte für einen jungen Mann eine Beförderung und eine Gehaltserhöhung an. Eine Woche später wurde er arbeitslos und war monatelang Harz-IV-Empfänger. »Wir sollten der prophetischen Frau seine Rechnungen schicken«, murrte ich. »Schön für sie, dass sie sich aus dem Staub machen kann nach ihren großen Ankündigungen.«

Solche Erlebnisse wurden zur Routine, vor allem Heilungen, die nie wirklich passierten. Die Gemeindeleitung blieb immer mit den unbeantworteten »Ihr-habt-nicht-genug-Glauben«-Fragen« zurück.

Selbst ernannte Propheten kündigten Fünf-Sterne-Segnungen an, weissagten eine glanzvolle geistliche Karriere vorzugsweise für gut aussehende, begabte junge Männer, die aus der Menge herausstachen. Alte Omas in den hinteren Reihen haben selten ein »Wort vom Herrn« bekommen. Falls wir in irgendeinem Punkt mit den Propheten nicht übereinstimmten oder ihnen die Stirn boten, dann hatten sie prompt vom Herrn den Eindruck, dass unsere Gemeinde keine Zukunft hatte, weil mein Mann dermaßen inkompetent sei, sich mit den falschen Leuten verbünden würde und wir sowieso keine Ahnung hätten, wie der Geist Gottes wirkt. Gemeindemitglieder, die gekränkt und beleidigt waren, nahmen sich an dieser Taktik ein Beispiel und bildeten daraus einen Machtkampf.

»Komisch. Selten hört irgendjemand vom Herrn, dass er sich für etwas entschuldigen, Geld weggeben, sich in die Putzliste eintragen, der alleinerziehenden Mutter einen Urlaub finanzieren soll...«, schrieb ich einmal in mein Tagebuch. »Ein typisches Gespräch läuft so:

»Du, ich war tief im Gebet und musste die ganze Zeit an dich denken.«

Ich in Gedanken: »Ach du meine Güte, Hilfe! Warum muss irgendjemand an mich denken?«

»Der Heilige Geist hat mir ein paar Sachen aufs Herz gelegt für dich. Du siehst in letzter Zeit so müde aus.«

Ich in Gedanken: »Ja und? Was geht dich das an? Ich bin müde, weil du mich ständig nervst, mir auflauerst ...«

»Ich will es in Liebe sagen ...«

Ich in Gedanken: »Tja, das sagt ihr immer, damit wir uns nicht wehren können ...«

»Der Geist zeigte mir ein Bild von der Titanic, wie sie sinkt ...«

Ich in Gedanken: »Toller Anfang! Danke für die Ermutigung!«

»Das Rettungsboot steht noch bereit – spring ab, dann bist du sicher. Dränge deinen Mann, die Gemeinde zu verlassen. Gebt die Leitung ab an ... (Namen von den Kumpels dieser Person). Und der Geist legt es mir aufs Herz – andere geistliche Leute haben es auch bestätigt –, dass du dringend in die Psychiatrie gehen sollst, um dir Hilfe zu suchen.«

Meistens endeten solche »Worte« mit der lieb gemeinten Erkenntnis (»alles nur in Liebe, versteht sich«), dass wir als Familie keine Zukunft hätten und Gott nichts mit uns anfangen könnte – so inkompetent und nicht-connected mit dem Heiligen Geist seien wir.

Irgendwann betrachteten wir solche »Worte« als Kompliment. Einmal schrieb ich auf eine solche charismatische Entgleisung eine Antwort:

»Du, ich gebe dir in allem recht. Ich bin inkompetent, nicht tauglich fürs Reich Gottes, absolut nicht connected mit dem Heiligen Geist – zumindest nicht so, wie ich es sein sollte. Du vermutlich auch nicht. Das, was du sagst, ist kein Wort des Herrn, sondern laut der Bibel ein Fluch. Und Flüche haben die Gewohnheit, auf die Köpfe derer, die sie aussprechen, zurückzufallen. Aber in der Sache selbst hast du natürlich recht: Ich bin nicht nur untauglich für Gott, sondern schlimmer als das. Eine hoffnungslose Sünderin auf dem Weg in die Hölle war ich, schlimmer als nur inkompetent. Wenn du nur wüsstest! Aber aus irgendeinem unerklärlichen Grund hat Gott sich dazwischengeworfen, mich herausgerissen und in sein Team geholt. Pure Gnade. Ob er mich dabehalten will, ist seine, nicht deine oder meine Entscheidung.«

Die »roten Flaggen« mehrten sich im Laufe der Jahre. Das Monopol an gewinnendem Charme, starker Bühnenpräsenz, spritziger Persönlichkeit, guter Rhetorik und Kommunikations-Kompetenz lag leider eindeutig bei den Charismatikern. Das machte die Sache so schwierig. Viele der Christen, die wir in manchen Brüder- und sonstigen nicht-charismatischen Kreisen kannten, waren schlichtweg unangenehme Menschen. Garstig, grimmig, kritisch, schweigsam, streng und humorlos, die Frauen bedrückt und freudlos. *»Wenn Gott einen Menschen ungenießbarer macht als er wäre, wenn er kein Christ wäre, dann habe ich ein Problem«,* schrieb ich einmal. *»Aber auf der anderen Seite ... vielleicht wären sie noch schlimmer, wenn sie gar nichts mit Gott zu tun hätten. Ein unerträglicher Gedanke.«*

Die schmerzhafteste Wende

Irgendwann zogen wir den Stecker. Unser Ältestenteam wagte es, der Gemeinde nach und nach die kritischen Fragen vorzulegen, die wir selbst an die eigene Gemeindenkultur stellten. Sie schilderten ihr Vorhaben, alle Praktiken anhand des Wortes Gottes neu zu prüfen. Lieber kein Feuer als falsches Feuer. Es war Zeit für eine ehrliche Bilanz charismatischer Gewohnheiten. Wie wirkten »vom Heiligen Geist geführte« Gottesdienste auf erstmalige Besucher? Viele fühlten offensichtlich *nicht* die »dicke Salbung«, die wir so inbrünstig feierten. Sie blickten gähmend auf die Uhr, während ein Chorus mit steigendem Beat von Bass und Schlagzeug Dutzende von Malen wiederholt wurde. Sie schüttelten den Kopf, wenn irgendwelche emotionalen, unverständlichen seelischen Ergüsse mit »So spricht der Herr« eingeläutet und als prophetisches Reden ausgegeben wurden. Charismatiker rühmen sich zwar ihrer Offenheit für das Wirken des Geistes in Gottesdiensten, aber ihre Lobpreiszeiten – sogar das sogenannte »Singen im

Geist« – sind straffer choreografiert als die strengste Liturgie einer traditionellen Kirche.

»Wenn dein System ein Götze geworden ist, dann erzählst du irgendwann Lügen, um konsequent zu bleiben«, schrieb die amerikanische Autorin Elisabeth Elliot einmal.⁶

Ich schrieb in mein Tagebuch: *»Ich kann nicht mehr. So zu tun, als ob dramatische Heilungen beim Heilungsgottesdienst passiert wären, wenn es doch nur Schauspiel und Show war. Vom herrlichen Wirken des Heiligen Geistes zu reden, wenn es doch nur Stimmungsmache war.*

»Schreit lauter, vielleicht macht euer Baal gerade eine Siesta!«, forderte der Prophet spöttisch auf, als die Stimmung noch nicht auf dem Höhepunkt war (vgl. 1. Könige 18,27). So ähnlich empfinde ich es. Wir sind Verlierer im Leben, die versuchen, Gewinner zu spielen.

Die angekündigte Erweckung, die aber nie kommt. Die großen Verheißungen, die nicht in Erfüllung gehen. Nichtchristen durchschauen es sofort. Wir haben Schaulustige gesammelt, die Action wollen, nicht wahrhaftige Jünger Jesu. Sie erwarten, dass in einem Gottesdienst mit 400 Besuchern das Mikrofon freigegeben wird für jeden Scharlatan, der sich mit Powerreden inszenieren will oder für seine frustrierten Gefühle ein Ventil sucht. Oder sie sitzen auf der Zuschauertribüne und fordern Zeichen

Charismatiker rühmen sich zwar ihrer Offenheit für das Wirken des Geistes in Gottesdiensten, aber ihre Lobpreiszeiten – sogar das sogenannte »Singen im Geist« – sind straffer choreografiert als die strengste Liturgie einer traditionellen Kirche.

6 »And if you make your system your god, you'll soon be telling lies in order to remain consistent.« Von Elisabeth Elliot in »Notes on Lectures on Job«, zitiert in Vaughn, Ellen: *Being Elisabeth Elliot*, Brentwood, Tennessee (USA): B&H Publishing, 2023, S. 55; Übersetzung durch die Autorin. (Dieses Buch erscheint voraussichtlich 2026 als deutsche Übersetzung im CLV-Verlag.)

*und Wunder, seelische Massagen und prophetische Worte ein, aber rühren selbst keinen Finger, um für andere zu beten und mit anzu-
packen, wenn Mitarbeiter für das Kinderprogramm gebraucht wer-
den. Wir klopfen pompöse Sprüche über den Heiligen Geist, bringen
aber wenig von den Früchten des Geistes hervor. Wir hoffen, dass wir
durch aufgeblasene Rhetorik die Realitäten herbeischaffen können,
nach denen wir uns sehnen, oder geistliche Ereignisse künstlich her-
beireden können, die gar nicht passiert sind. Ist das nicht Lüge? Als
Nichtchrist würde ich mich hier ins Fäustchen lachen. Das ganze
Treiben erinnert manchmal an den Kaiser und seine unsichtba-
ren Kleider im Märchen ›Des Kaisers neue Kleider‹ ... Alle machen
mit, keiner wagt zu fragen: ›Was machen wir eigentlich hier?‹ Das*

*Wir hoffen, dass
wir durch auf-
geblasene Rhe-
torik die Realitäten
herbeischaffen
können, nach denen
wir uns sehnen,
oder geistliche
Ereignisse
künstlich herbei-
reden können,
die gar nicht
passiert sind.*

*alles hat die Zeichen-und-Wunder-Bewegung
der amerikanischen Szene schon ausprobiert
und ist jämmerlich gescheitert. Oder sie haben
nur ein peinliches Schauspiel, ein geistliches
Abenteuerland aufgetischt. Die charismatische
Bewegung mutiert zu einem Zirkus.«*

*Warum wechseln die Charismatiker in unserer
Mitte nicht einfach die Gemeinde?, rätselten
wir oft. Wir sitzen doch mitten in der Zentrale
der deutschen charismatischen Bewegung!
Liebevoll haben wir unzufriedenen Gemein-
demitgliedern Alternativen und einen friedli-
chen Gemeindewechsel angeboten. Aber nein,
sie wollten bleiben. Wir, die wir »gegen den
Heiligen Geist« seien, sollten gehen – nicht sie.*

*Inzwischen ist mir klar, warum. Charismati-
sche Freigeister haben es schwer, sich in irgendeine Gemeinschaft
langfristig zu integrieren. Ihr »Hören auf den Heiligen Geist«
ist oft nur ein Deckmantel für eigene Ansprüche und Ambitio-
nen. Charismatische Gemeinden werden gerade deswegen extrem*

autoritär geführt, und das wussten auch unsere lieben Leute. Eine Gemeinde, in der jeder meint zu hören, was der Herr tut, denkt und fühlt, kann nicht lange bestehen. Deshalb kann sie nur dann funktionieren, wenn ein paar Auserwählte für den Rest »vom Herrn hören«. Irgendwie kam uns das bekannt vor. Die katholische Kirche vor der Reformation ...? Handerlesene »Mittler«, die dein Leben für dich führen?

Eine Gemeinde, in der jeder meint zu hören, was der Herr tut, denkt und fühlt, kann nicht lange bestehen.

»Ach, warum wart ihr nicht dabei? Es war so eine gesalbte, intensive Atmosphäre! Wir haben Festungen des Feindes niedergerissen, die Dämonen sind aus der Region geflohen. Ihr verhindert die Erweckung, ihr betrübt den Heiligen Geist und stört die Einheit!«, ereiferte sich einmal eine Bekannte, die uns zu einem »prophetischen Treffen mit prophetischen Handlungen« eingeladen hatte. Neugierig, warum wir denn schon wieder der Grund seien, dass Gott unser Land nicht segnen konnte, suchte ich das Treffen in der Mediathek dieser Organisation und fand es schließlich.

»Ich kann nicht sagen, dass es böse Menschen sind«, notierte ich nachher. »Eher naiv, kindisch. Das Ganze gleicht einem gut choreografierten Schauspiel. Ein riesiger Thron wird vorne aufgebaut, symbolisch sitzt Gott darauf, die Teilnehmer tanzen und marschieren drum herum mit riesigen Bannern. Sie stampfen »prophetisch« auf einer riesigen Landkarte von Deutschland herum, jagen Dämonen in die Flucht und dann jubeln und jauchzen sie um die Wette. Siegesrufe, Beifall für den siegreichen König, in kleinen Gruppen füreinander weissagen und die entscheidende Rolle bekräftigen, die »wir« in dem allem spielen. Dann gehen alle nach Hause – erfüllt, beglückt und überzeugt, dass die Aktion etwas »in der geistlichen Welt« bewegt hat. Ich wäre überzeugter, wenn ich am nächsten Tag gleich sichtbare Anfänge einer Rückkehr zum Glauben in der

Gesellschaft erkennen würde. Politiker, die Abtreibung verurteilen. Gebet in den Schulen. Fazit: Gib mir lieber die mutigen Prediger, die bereit sind, den Mächtigen in Gesellschaft und Kirche die Stirn zu bieten, sich unbeliebt zu machen und der Wahrheit zuliebe auf Ansehen, Ruf und Erfolg zu verzichten. Das kommt für mich näher an die biblischen Propheten heran. Doch sind wir selbst bereit, solche zu sein?»

Am meisten litt ich unter den Widersprüchen. »Heilungsversammlungen«, in denen ein kleiner Zeh geheilt wurde, aber die Rollstuhlfahrer, die ALS- und Krebsleidenden unverrichteter Dinge wieder nach Hause geschickt wurden. Was ist das für ein Gott, dessen übernatürliche Kraft sie proklamieren? Ein Gott, der den fetten, gesunden Kindern Bonbons austeilte und die mageren und sterbenden unbeachtet ziehen lässt? Die Dekonstruktion der Bibel in Schwerpunkte, die es zu vermarkten gilt, anstatt eine Lebensvision, die in ihrer Gesamtheit umklammert werden muss? Der gefährlichste Feind von Wahrheit ist bekanntlich die Halbwahrheit. Eine biblische Erkenntnis, die auf Kosten einer anderen propagiert wird, kann leicht zu einem Aufhänger für persönliche Eitelkeiten werden anstatt für einen berechtigten Dienst im Leib Christi. Die schlimmsten Nervensägen sind die »Spezialisten« und frommen Profis, die anderen ihre Spezialschwerpunkte aufdrängen wollen. Sie sind immer die Aufgeklärten, die, die den wirklichen Durchblick haben. Aber waren das nicht genau die Leute, mit denen Jesus sich immer wieder angelegt hat?

Ein bekannter Theologe und Autor, der sich lange vor unserer Zeit mit dem Thema beschäftigte, wie christliche Gemeinschaft funktioniert und woran man erkennt, dass Gottes Geist dort wirkt, war Dietrich Bonhoeffer. In seinem Buch *Gemeinsames Leben* bringt er es auf den Punkt:

Gift ins Herz, das jedes geistliches Feuer erlischt: Stolz. Wegen dieser oder jener Erkenntnis oder aufgrund eines bestimmten Bildungsstands kommt man sich tugendhafter als die anderen vor. Dass die »sozialen Medien« eine neue, leicht zugängliche Plattform für Christen anbieten, die hungriger auf Selbstdarstellung als auf die Verkündigung des Evangeliums sind, kommt neuerdings dazu. Stolze Menschen haben eines gemeinsam: Sie halten sich

immer irgendwo am Rande des Geschehens auf. Die Arme verschränkt, mit einem kritischen und beurteilenden Blick auf diejenigen, die es schlechter machen als sie es selbst machen würden.

Dass die »sozialen Medien« eine neue, leicht zugängliche Plattform für Christen anbieten, die hungriger auf Selbstdarstellung als auf die Verkündigung des Evangeliums sind, kommt neuerdings dazu.

Die Israeliten erlebten auf ihrer Wanderung durch die Wüste eine Feuersäule Gottes, die sie führte, aber auch ein anderes Feuer:

»Und es geschah, als das Volk sich in Klagen erging, da war es böse in den Ohren des HERRN. Und als der HERR es hörte, da erglühete sein Zorn, und ein Feuer des HERRN brannte unter ihnen und fraß am Rand des Lagers« (4. Mose 11,1). Interessant, dass die-

ses Feuer am *Rand* des Lagers brannte. Steckt hier eine Symbolik, die uns ermutigen will, uns in der Zentrale der biblischen Offenbarung aufzuhalten und nicht in irgendwelche Sonderrichtungen abzubiegen?

Wie schützen wir uns gegen falsche Ansprüche, gegen ein Fake-Feuer, das zerstört, anstatt anzustecken – Feuer, das niederbrennt, anstatt anzufachen? Und wie schützen wir uns gegen Gottes Feuer des Gerichts, das am Rand des Lagers brennt, so wie bei den Israeliten? Während ich dies schreibe, muss ich über mein eigenes Leben nachdenken: Wie sieht es bei mir aus? Ein guter Schutz ist

das Prinzip *Weniger ist mehr*. Das beherzigt mein Mann viel besser als ich. Für den Herrn und folglich für andere Menschen zu brennen, anstatt mit eigenen Träumen und Zielen beschäftigt zu sein. Die anderen und ihre Anliegen groß zu machen, während man die eigenen Anliegen dem Herrn überlässt. Für mich bedeutet es: andere Autoren mit derselben Ermutigung aufzuerbauen, die auch mir guttut. Immer wieder über den Tellerrand zu blicken und mich vor dem Gedanken zu hüten, dass meine Sorgen, Wünsche und Erkenntnisse das Gelbe vom Ei wären und andere weniger wichtig seien. Darin zu wachsen, ist der geistliche Prozess, den wir »Heiligung« nennen.

6. Treffpunkt ohne Risiko: »The old rugged cross«

Der Gerechte steht sieben Mal wieder auf

Nach vielen »Fake«-Erlebnissen mit einem Geist, der alles andere als heilig zu sein schien, kamen wir in die Versuchung, auf der anderen Seite vom Pferd zu fallen und sofort misstrauisch zu werden, wenn jemand meinte, Gottes übernatürliches Wirken erlebt zu haben. Dass Gott auch heute Wunder tut, stand für uns außer Frage. Wir beide – ob ich als Kind in Afrika oder mein Mann in seinen Anfangsjahren als Christ – haben auch in den vielen Jahren seitdem zu viel erlebt, was ohne das übernatürliche Wirken Gottes nicht zu erklären wäre. Aber dass Gott heute noch zeichenhafte Gaben an Menschen gibt und die Fähigkeit, wie die ersten Apostel in seinem Auftrag Zeichen und Wunder wie in biblischen Zeiten zu wirken – das wagten wir anzuzweifeln.

In der Bibel fanden wir keine unbestreitbaren Hinweise dafür, dass göttliche Wunder ein Verfallsdatum haben, nur weil wir jetzt das vollständige Buch in der Hand halten. Die Zeichen folgen denen, die glauben, schreibt Markus (vgl. Markus 16,17). Sie wurden aber nicht erzwungen oder um ihrer selbst willen gesucht. Sie wurden auf keinen Fall als Mittel zur eigenen Selbstdarstellung praktiziert. Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit (vgl. 1. Korinther 1,22), beobachtet Paulus mit einem Stirnrunzeln. Herodes forderte ein Zeichen von Jesus (vgl. Lukas 23,8). Auch diese Suche nach geistlichem Drama wird nicht positiv bewertet. Ein Mann namens Simon der Zauberer hat mächtig Ärger von Gott bekommen, als er die Kraft, die von dem Evangelisten

Philippus in seinem Dienst in Samaria ausging, für sich einfangen wollte und *»von sich selbst sagte, dass er etwas Großes sei«* (Apostelgeschichte 8,9). *»Gebt auch mir diese Macht!«*, bat er Petrus, als dieser mit Johannes einen Besuch in Samaria abstattete (Apostelgeschichte 8,19). Petrus' Antwort könnte eine gesunde kleine Lehre für manch einen Diener Gottes heute sein. *»Dein Geld fahre mit dir ins Verderben ... dein Herz ist nicht aufrichtig vor Gott. Tu nun Buße«* (Apostelgeschichte 8,20-22).

Alle diese Beispiele zeigen deutlich: Wir dürfen um alles bitten, was wir auf dem Herzen haben oder als Not verspüren. Die Initiative für ein übernatürliches Eingreifen liegt jedoch allein bei Gott. Der Geist weht, wo er will (vgl. Johannes 3,8). Jemand, der für sich beansprucht, vom Heiligen Geist besonders begnadigt zu sein, hat sich mit diesem Anspruch bereits disqualifiziert und sich durch seine Überheblichkeit als eines anderen Geistes Kind entpuppt. Der Heilige Geist wurde gegeben, nicht um eine Show zu veranstalten, sondern um uns in alle Wahrheit zu führen und um das Wort Gottes in unserer Mitte groß zu machen (vgl. Johannes 16,13). Dass es ein unmittelbares, prophetisches Reden auch in unserer Zeit gibt, stand für uns schon immer außer Frage. Aber Männer, die wirklich die Gabe haben, geistliche Wahrheiten zu erkennen und sie mutig für die heutige Zeit zu verkündigen, würden sich vermutlich nie anmaßen, sich selbst als Propheten zu bezeichnen. Und schon gar nicht würden sie persönliche Vorteile daraus erzielen.

Der Heilige Geist
wurde gegeben,
nicht um eine Show
zu veranstalten,
sondern um uns
in alle Wahrheit
zu führen und um
das Wort Gottes in
unserer Mitte groß
zu machen.

Die Suche nach einem wirksamen Glauben für das übernatürliche Handeln Gottes schien sich in unserem bisherigen Bekanntenkreis nur auf drei Bereiche zu beziehen:

1. Glaube für körperliche Heilung.
2. Glaube für ein schillerndes Gemeindeleben, das volle Säle, Ansehen und Ruhm mit sich brachte. *Big is beautiful.*
3. Glaube für finanzielle Wunder bei Großevents und großspurig geplanten Veranstaltungen.

Diese waren vermutlich von vornherein viel zu hoch angesetzt in der Erwartung, dass man das nötige Kleingeld schon aus den Taschen der Gläubigen herausmanipulieren könnte. Egal wie enttäuschend das Ergebnis so eines großen Hypes auch war, man machte es wie die Politiker: Jeder Misserfolg kann als Erfolg verkauft werden. Man braucht nur die richtigen Formulierungen und Kameraeinstellungen, die nicht zeigen, wie leer der Saal wirklich war. Die Hybris, die in manchen dieser Prozesse offenbar wurde, war erschütternd.

Der Leib Christi
kam mir wie ein
Irrenhaus vor –
entweder extrem
gesetzlich, extrem
charismatisch oder
extrem liberal.

Einmal war ich so verzweifelt, dass ich mit meinem Traum von lebendiger Gemeinde Schluss machte. Egal, wie geistlich, christusgemäß, bibelliebend ein Stück Reich Gottes anfängt: Irgendwann schleicht sich die Welt doch wieder durch die Hintertür herein – so mein damaliger Eindruck. Aus Vision wird Machtgier. Aus Entschlossenheit wird Ehrgeiz. Aus pastoraler Fürsorge müde Toleranz. Aus biblischer Kompromisslosigkeit knallharte Engstirnigkeit. Aus Nächstenliebe falsche Kompromissbereitschaft. Aus geistlicher Sehnsucht esoterische Gefühlsduselei. Ich selbst hatte, zu meiner Beschämung, ebenfalls all diese Phasen durchgemacht. Doch wenn wir alle dazu verurteilt sind, in eine oder mehrere dieser Fallen hineinzustolpern, warum machen

wir uns dann überhaupt die Mühe? Der Leib Christi kam mir wie ein Irrenhaus vor – entweder extrem gesetzlich, extrem charismatisch oder extrem liberal. Gab es keine Alternative? Gab es in Gottes Welt so was wie »extrem normal«?

Ich beschloss, das Leitungsteam weiterhin nach bestem Können zu unterstützen, aber zur Gemeinde selbst innerlich auf Abstand gehen. Ich hatte schon zu viele Freundschaften verloren – mehr ertrug ich nicht. Überzeugt davon, dass Gemeindearbeit und überhaupt Dienst im Reich Gottes nicht »mein Ding« war, zog ich mich in meine Familie zurück, suchte gleichzeitig eine Beschäftigung außerhalb des frommen Haifischbeckens und fand prompt einen Job als Englisch-Kursleiterin für Rentnerinnen und Omis an unserer Volkshochschule. Meine Kundinnen waren weniger an Englisch interessiert als an der Gemeinschaft mit anderen. Viel Englisch haben wir nicht gelernt, aber dafür sehr viel gelacht. Das war meine Rettung. Irgendeinen Grund brauchte ich, um aus dem Haus zu kommen, nachdem die Kinder in die Schule gegangen waren. Ich musste einfach mal auf andere Gedanken kommen, ein paar kirchenferne Menschen sehen. Wieder »normal« werden. Nie wieder wollte ich die kalten, abschätzigen Blicke von Geschwistern ertragen, die meine geistliche Nützlichkeit an meiner Zustimmung für ihre geistlichen Programme, Ambitionen und Schwerpunkte beurteilten. Und an meiner Bereitschaft, mich vor ihren Karren spannen zu lassen oder gar meinen Mann in ihrem Sinne zu bearbeiten.

Aber letztendlich war es, wie schon oft davor, das neue Eintauchen ins Wort Gottes, das mich geistlich wieder auf die Beine brachte.

Aber letztendlich war es, wie schon oft davor, das neue Eintauchen ins Wort Gottes, das mich geistlich wieder auf die Beine brachte.

»Tue die richtigen Dinge weiter, auch wenn ›unrichtige‹ Dinge geschehen«, steht vorne in meiner Bibel. Ich fing an, die Bibelgeschichten, die ich von Kindesbeinen an so gut kannte, noch einmal zu lesen. Das ist das Schöne an der Bibel: Sie ist immer aktuell. In jeder neuen Lebenskrise spricht sie, als ob sie nur für mich und meine Situation geschrieben worden wäre. Als ich die vertrauten Texte mit Splittern im Herzen und Tränen im Gesicht wieder las, war es, als ob ich das Buch zum ersten Mal aufgeschlagen hätte – weit weg von dem Erfolgsdruck und dem irrsinnigen Treiben in der christlichen Welt, das uns als Familie beinahe in den Abgrund getrieben hatte.

In der Bibel sprangen mir gescheiterte, angefochtene, müde, für tot erklärte Existenzen ins Auge, wo ich nur hinschaute. Defizite, Schuld, Unzulänglichkeit, Konflikte, die zu vermeiden gewesen wären, wenn man nur rechtzeitig eingegriffen hätte – genauso wie bei uns. Plan B, C, D – weil Plan A schon wieder nicht geklappt hat, weil man im Nachhinein immer schlauer ist, weil man warnende Bibelstellen nicht ernst genug genommen hat. Warum war es mir bisher nie aufgefallen? Überall genau jene Phänomene, mit denen wir es zu tun hatten:

»Gebrochene Menschen in einer gebrochenen Welt: Gott wartet nicht, bis die Böden geschrubbt, die Fenster geputzt, die Bassgitarren gestimmt und die Flyer in Vierfarbdruck erstellt sind. Tränen scheinen sein Betriebskapital zu sein. Er nimmt Jakob und Lea – nicht Esau und Rahel. Holt die Zweitbesten von der Ersatzbank, nicht die Flotten vom Laufsteg. Fängt mit Mose an, lange nachdem Mose Jugend, Ruf und Berufsaussichten vermässelt und sich selbst aufgegeben hat. Taucht auf, nachdem Lazarus schon im Grab liegt. Sammelt Elias zertrümmerte Seele unter einem Ginsterbusch auf und schickt ihn in den ultimativen Showdown mit dem niederträchtigen Ahab. Begegnet Hiob in der pechschwarzen Nacht einer zerstörten Existenz und stellt ihn vor den Augen seiner schadenfrohen

Peiniger wieder her. Hagar, Josef, Naomi, Ruth, Hanna, die Samariterin, Zachäus, Bartimäus: auf einsamen Landstrichen im Niemandsland, stolpernd durch Wüstensand, kriechend auf allen viere im Staub am Wegrand, versteckt in einem Baum, heulend auf einem Bett, einsam an einem Brunnen. Dort finden wir die Leute, die Gott in sein Team holt. Er marschiert an den Torhütern von Politik, Kirche und Gesellschaft schnurstracks vorbei und holt seine Leute aus einer Fischerei. Sie stinken nach Algen, Fischgräten und nach dem Schweiß langer Stunden von körperlicher Schwerstarbeit. Er hat zwei Wohnsitze – ja, oben in der Herrlichkeit, klar. Aber auch bei denen, die ein gebrochenes Herz haben (Jesaja 57,15)« – so schrieb ich 1996 in mein Tagebuch.

Und das alles ist nur eine Vorschau auf Gottes eigene Geschichte: Gott mit der Schürze um die Lenden und Eimer und Tuch auf dem Arm (vgl. Johannes 13,1-17). Gott auf dem Spielplatz bei den Kindern (vgl. Matthäus 19,14). Gott am Lagerfeuer mit der Bratpfanne in der Hand (vgl. Johannes 21). Gott mit einem Taschentuch, um Tränen abzuwischen (vgl. Offenbarung 21,4). Gott stolpernd, blutverschmiert, mit einem schweren Balken auf dem Rücken, auf dem Weg zu einem alten Steinbruch außerhalb Jerusalems, das von der grausamen römischen Militärmaschinerie zu einer Folterstätte umfunktioniert worden war. Gott gemobbt, gefoltert und vor den Augen der johlenden Massen qualvoll hingeworfen. Gott auf ganzer Linie gescheitert, während die Hölle die Korken fliegen lässt. *Hier* war meine Geschichte angesiedelt. *Nicht* in den Glanzbroschüren einer bevorstehenden, fingierten Erweckung. *Nicht* in den Erwartungen anspruchsvoller Mitchristen, die eine Erfolgsstory und ein problemfreies Leben einforderten.

Und nach der glorreichen Auferstehung am ersten Ostersonntag, an dem er die Weltgeschichte in zwei Teile spaltet und die Hölle in Aufruhr versetzt: Gott – nicht mit einem Imageberater-Team auf dem Tempelberg, um sich den Massen von Pessach-Touristen aus

aller Welt seines Sieges zu brüsten. Auch nicht bei einer Pressekonferenz, um seinen Feinden öffentlich den Stinkefinger zu zeigen. Sondern im Zwiegespräch mit einer schluchzenden Frau. »Warum weinst du?« (vgl. Johannes 20,15) – seine ersten Worte, nachdem er Tod und Verwesung rückgängig gemacht hat und die Tore des Himmels für alle, die glauben, weit geöffnet hat. Unwiderstehlich, anbetungswürdig, überwältigend. Wo gibt es sonst so einen Gott? Was bedeutet all das für die Art und Weise, wie ich ihm dienen will?

Zwei raue Balken im Zentrum der Weltgeschichte

Auf einmal entdeckte ich das Kreuz auf fast jeder Seite der Bibel. Ich musste neulich schmunzeln, als ein besonders schlauer Theologe meinte, entdeckt zu haben, dass das Alte Testament uns heute nichts zu sagen hat. Wie bitte? Meine Bibellese war so ähnlich wie die *Rock-Bonbons*, die wir in England früher am Strand gelutscht haben. Der Aufdruck auf der Oberfläche des Bonbons zog sich durch alle Schichten hindurch. Wenn du deinen halb gelutschten Bonbon aus dem Mund genommen hast, war noch das gleiche Bild wie am Anfang zu sehen. Ein banaler Vergleich, aber so ähnlich ging es mir, als ich die Bibel von Deckel zu Deckel in einem Stück durchlas. Immer das gleiche Muster, der gleiche Aufdruck, vom ersten Kapitel von 1. Mose bis zum letzten Kapitel der Offenbarung. Immer die gleiche Geschichte. Verschiedene Kulturen, Verfasser, Stile, mal als Gleichnis, mal handfeste Historie, mal als Poesie. Überall in den Seiten des Alten Testaments das Geflüster des Messias. Manchmal so beiläufig, dass es unmöglich Absicht sein konnte. Fast aus Versehen. So ungekünstelt. Alles irgendwie mit der Farbe Rot durchsetzt. Rot für das Blut, das

gleich nach dem fatalen Griff der ersten Menschen nach der verbotenen Frucht fließen muss. Tiere werden geschlachtet, Felle dienen zur Bedeckung der Nacktheit, von Gott persönlich genäht (vgl. 1. Mose 3,21). »Gott wird sich das Schaf zum Brandopfer ausersuchen, mein Sohn« (1. Mose 22,8), sagt Abraham zu seinem Sohn Isaak auf dem Berg Morija, nicht ahnend, dass er gerade eine Art Generalprobe für das Opfer durchgeführt hat, das mir und dir Hunderten von Jahren später das Leben retten wird. Rot für den Faden, der um die winzige Hand von Serach, des Sohnes von Juda, gebunden wird, bevor er seinem Zwillingsbruder Perez den Vortritt gibt und beide Jungs den Erhalt der gefährdeten und angefochtenen Linie der Verheißung sichern (vgl. 1. Mose 38,28-30). Rot für das Blut des Passahlamms an den Türpfosten der Hebräer in Goschen (vgl. 2. Mose 12,22). Die Israeliten schlachten ein unschuldiges, makellostes Tier, nicht ahnend, dass sie damit Anschauungsmaterial für den größten Rettungsschlag der Weltgeschichte liefern. Rot für das Seil, das am Fenster der Hure Rahab hängt und eine ganze Familie vor dem Verderben rettet (vgl. Josua 2,18-21; 6,25). Das jahrhundertelange Blutbad, Tag und Nacht, am Altar im Heiligtum (vgl. 3. Mose 1-7). Alles eine Vorschau auf das eine Lamm, das die Sünde der Welt hinwegtragen wird (vgl. Johannes 1,29). Auf den bevorstehenden Mord an dem Schöpfer selbst, in einer Art Geheimsprache geflüstert, in jeder Generation neu offenbart.

König David scheint es am klarsten zu sehen. Er schildert – Jahrhunderte bevor es eine Kreuzigung in dieser Form überhaupt gab – das Leid des gequälten Messias: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Psalm 22,2). Der Prophet Jesaja erinnert uns daran, warum dieses Leid nötig war: »Jedoch unsere Leiden – er hat sie getragen ... Die Strafe lag auf ihm zu unserm Frieden, und durch seine Striemen ist uns Heilung geworden« (Jesaja 53,4-5).

Vorahnende Fragmente werden an allen Ecken und Enden in das biblische Narrativ hineingestreut. Eines Tages wird Gott selbst

sich mitten ins Blutbad der Weltgeschichte stürzen und den grausamen Machenschaften der Hölle ein Ende setzen.

Es gibt kleine Blitzlichter, in denen biblische Charaktere mitten im Alltag erkennen, dass jenseits aller Enttäuschungen, Nöte und Rückschläge diese andere, größere, ewige Geschichte läuft, von der sie ein Teil werden können. In der fernen Vorzeit, vermutlich noch

In der fernen Vorzeit, vermutlich noch vor der Zeit Abrahams, atmet der gottesfürchtige Hiob tief durch, als er mitten in der Hölle seines Leids erkennt, dass sein Erlöser lebt.

vor der Zeit Abrahams, atmet der gottesfürchtige Hiob tief durch, als er mitten in der Hölle seines Leids erkennt, dass sein Erlöser lebt (vgl. Hiob 19,25). Ja, dass es einen Mittler gibt zwischen ihm in seinem Elend und dem Gott, der allein helfen kann (vgl. Hiob 33,23-24).

Naomis Freundinnen segnen die gebeutelte Witwe, jetzt getröstet durch die Ankunft eines Enkelsohnes, und sehen in diesem Kind einen »Löser«. Sein »Name werde gerühmt in Israel!«, er soll ein »Erquickender der Seele sein und ein Versorger deines Alters« (vgl. Rut 4,14-15). Wir wissen etwas, was sie nicht wissen – dass eines Tages aus dieser Linie ein viel größerer Erlöser kommen würde!

Mose befestigt eine eiserne Schlange auf einer hohen Stange in der Wüste, die Gottes gerechten Zorn auffängt, damit das von Schlangenbissen geschlagene Volk wieder aufatmen kann (vgl. 4. Mose 21,4-9).

Der von Feinden belagerte König Ahas wird von Gott aufgefordert: »Fordere dir ein Zeichen vom HERRN, deinem Gott!« (Jesaja 7,11). Das Zeichen, das er bekommt, hat mit seiner unmittelbaren Not nichts zu tun, sondern »die Jungfrau wird schwanger werden und einen Sohn gebären und wird seinen Namen Immanuel nennen« (Jesaja 7,14).

Der Prophet Micha blickt mitten in einer der düstersten Zeiten in der Geschichte Israels auf die kleine Stadt Bethlehem, und sein Herz fängt an zu brennen: *»Und du, Bethlehem Efrata, das du klein unter den Tausendschaften von Juda bist, aus dir wird mir der hervorgehen, der Herrscher über Israel sein soll; und seine Ursprünge sind von der Urzeit, von den Tagen der Ewigkeit her«* (Micha 5,1).

Alles Fragmente, Anspielungen hier und da, während sich durch den Nebel der Jahrhunderte zwei Balken immer klarer am Horizont der Weltgeschichte abbilden. Die Römer feilen an ihren Foltermethoden und optimieren die grausamste Hinrichtung, die ein Mensch nur erfinden kann. Sogar Platon, der Philosoph und nach Wahrheit Suchende aus dem alten Griechenland, sieht es kommen. Vierhundert Jahre vor jenem schrecklichen Tag, an dem der Sohn Gottes wie ein Stück Vieh zur Schlachtbank gepeitscht wird, denkt der Philosoph über das nach, was einem »völlig gerechten« Menschen passieren würde, sollte es jemals so einen geben (was er nicht glaubt). Aber falls doch ... müsste sich dieser Mensch laut Platon damit abfinden, als der schlimmste aller Verbrecher angesehen zu werden. Er müsste sich auf ein qualvolles Ende gefasst machen. Wenn er nur geahnt hätte, wie recht er hatte!

»Er wird gezeißelt, gefoltert, in Ketten gelegt und geblendet werden, und als Höhepunkt der Marter wird man ihn schließlich aufspießen oder kreuzigen.«⁸

Alles im Alten Testament – von den Heldentaten vorbildlicher Diener und Dienerinnen Gottes bis hin zu den anrühigsten und peinlichsten Begebenheiten in der Geschichte des Volkes

8 *»He shall be scourged, tortured, bound, his eyes burnt out, and at last, after suffering very evil, shall be impaled or crucified.«* Plato, *The Republic*, Buch 2, 360-361 (Übersetzung durch die Autorin).

Gottes – läuft auf das unbeschreibliche Horrorszenario hinaus, das sich auf dem Berg Golgatha am Karfreitag entfaltet. Gerade als das Volk Gottes, verarmt und gedemütigt unter dem totalitären

Doch Jesus warnt
seine Nachfolger
eindringlich, dass
sein Siegeszug ein
anderer ist, dass
sein Erfolg nicht
die Art von Erfolg
sein wird, von dem
sie träumen.

Regime des Römischen Reiches, zu müde ist, um noch an die alten Verheißungen zu glauben, erscheint der Messias. Er zieht mit seinen Nachfolgern durchs Land, heilt Kranke, weckt Tote auf, predigt mit einer Glaubwürdigkeit und Kraft, die seine Zuhörer in ihren Bann zieht. Alte Träume werden wach – von Sieg, Reichtum und Ruhm, von einem Eroberungskreuzzug gegen die Heerlager des Feindes. Gehorsam – und eine Top-Auszeichnung als Belohnung. Alle Reiche dieser Welt vor

unseren Füßen – und Gott liebevoll nickend, stolz auf seine ach so kompetenten Mitarbeiter. Doch Jesus warnt seine Nachfolger eindringlich, dass sein Siegeszug ein anderer ist, dass sein Erfolg nicht die Art von Erfolg sein wird, von dem sie träumen.

Geistlicher Erfolg – neu definiert

Seine Feinde, Neider und Hasser kreisen ihn allmählich ein. Die Schlinge um seinen Hals zieht sich enger. Irgendwann wittern sie ihre Chance, finden einen Komplizen aus dem engsten Insider-Kreis, der weiß, wo Jesus sich wann aufhalten wird, und bezahlen ihn fürstlich für seine Spionage. Schlag folgt auf Schlag. Die Nacht-und-Nebel-Aktion im Garten Gethsemane, der Kuss des Verräters. Jesus wird von einer lachhaften Anhörung zur nächsten geschleppt. »Das kann doch nicht wahr sein, das ist doch alles Puppentheater, jeder weiß doch, dass der Mann unschuldig ist!«, beteuern seine Freunde. Sie träumen immer noch von vollen Sälen,

Beifall klatschenden Verehrern, Reich Gottes flächendeckend im Land, sie selbst auf der Kanzel neben Jesus. Aber Jesus wehrt sich nicht. Ja, das hat schon Tradition. Er ist ja für seine Last-Minute-Überraschungen bekannt. Er wartet wohl, bis es zu spät ist, um dann ein Fünf-Sterne-Wunder der Sonderklasse aus dem Hut zu ziehen. Wie bei der Auferstehung seines Freundes Lazarus. Maximale Wirksamkeit.

Aber dieses Mal tut er es nicht. Die römischen Soldaten, in Feierabendläune, treiben ihren Spott mit ihm und die Diener des Hohenpriesters machen sich über seine prophetische Gabe lustig. Es wird schlimmer. Die messerscharfen Metallspitzen der römischen Peitsche zerfleischen seinen Rücken. Die Obrigkeiten hoffen, dass das reicht, um den aufgebrachten Anti-Jesus-Mob zu besänftigen. Bei jedem Peitschenhieb fährt er zusammen, wehrt sich aber nicht. Was hat er bloß? Wo sind die schlagfertigen Retourkutschen geblieben, bei denen seine Anhänger vermutlich Beifall geklatscht hätten und mit denen er seine Gegner wieder zum wutentbrannten Schweigen gebracht hätte? »Na komm doch, König, auch unser Schicksal hängt an dieser Nummer – denk auch an uns! Wir haben alles auf eine Karte gesetzt – gerade eben waren wir mit unseren Hosiannas dem Ziel so nah. Ein Land frei von der römischen Herrschaft, das messianische Zeitalter, auf das wir alle hingefiebert haben!«

Drei aufrechte Baumstämme ragen in die Höhe auf einem alten Steinbruch, als Hinrichtungsstätte umfunktioniert, außerhalb Jerusalems. Querbalken werden an den Stämmen festgenagelt. Der Rabbiner aus Nazareth wird an dem mittleren Stamm aufgespießt, Revolutionäre und Staatsrebellens auf jeder Seite. Ein dunkler, schadenfroher Zynismus verbreitet sich auf den Gesichtern der frommen Elite, die aus der Ferne zuschaut. Sie nicken mit Genugtuung. Tja, so gehört es sich. Das mittlere Kreuz – ein Ehrenplatz für

den Oberverbrecher. Nur dieses dumme Schild mit der Aufschrift »König der Juden«, das der Statthalter Pilatus partout dahin nageln wollte, geht ihnen gegen den Strich. Aber was soll's – ansonsten Pole Position, beste Sichtbarkeit. Maximale Demütigung für den, der es gewagt hat, ihre luftdichte religiöse Diktatur infrage zu stellen. Und für die römische Besatzung? Für sie ist es die perfekte Abschreckung. So perfekt, dass selbst die politische Elite das Wort »Kreuz« weder in den Mund nimmt noch hören will. In vornehmen Kreisen will man an diesen Höhepunkt römischer Barbarei nicht erinnert werden.

Die Freunde Jesu ergreifen die Flucht. Wer kann es ihnen verdenken? Sie haben bis zur letzten Minute in einer anderen Geschichte gelebt und sind dann plötzlich mitten im schlimmsten Albtraum gelandet, der ihnen nur passieren konnte.

Das kann doch nicht wahr sein! Gerade hätten wir ihn zum König machen können! Hosianna, gelobt sei der, der kommt im Namen des Herrn!

Bis vor wenigen Stunden träumten sie noch von roten Teppichen, von einem siegreichen Marsch auf Jerusalem, von panikerfüllten römischen Soldaten, die ihre Sachen packen und um ihr Leben rennen. Israel strahlend, siegreich, mächtig. Und jetzt – eine lähmende Schockstarre für alle, die ihre gesamten Hoffnungen auf diesen Mann als den verheißenen Messias gesetzt haben. Wie schnell eine Stimmung doch kippen kann! Wie kann er uns das antun? Er könnte sich doch immer noch wehren, oder? Noch ist Zeit für ihn, seine übernatürlichen Kräfte zu entfesseln, die Feinde zu zerstreuen, jetzt wäre ein optimaler Augenblick dafür. Schließlich ist gerade die ganze Welt zum Passahfest in Jerusalem versammelt. *Komm, Jesus, wir wissen, wer du bist, was du kannst! Zeig es deinen Feinden! Die Weltbühne wartet auf dich!*

Generalprobe für den letzten Kampf

Die Jünger vergessen, dass der Sohn Gottes diese Frage in seinem Ringen mit Satan in der Wüste schon endgültig geklärt hat (vgl. Matthäus 4,1-11). Da hatte der Feind es mit der gleichen Masche wie damals im Garten Eden versucht. *Hey, Mann Gottes, bedien dich. Es steht dir zu. Dein sogenannter Vater im Himmel ist sowieso nicht vertrauenswürdig. Wenn er es dir nicht gönnt, dann hole es dir. Folge deinem Herzen.* Jesus konterte in dieser Situation mit jeder Schärfe, die seine erschöpfte Seele nur aufbringen konnte. Nein, er würde keine frischen Brötchen aus den Steinen zaubern, um seinen Hunger zu stillen. Nein, er würde sich nicht von den Tempelzinnen hinunterwerfen, um auf billige Weise zu beweisen, dass Gott auf seiner Seite steht. Und er würde schon gar nicht einen Hofknicks vor dem Feind machen, um das Kreuz zu umgehen und die ganze Welt unter seine Macht zu bringen. Sein Körper kann noch so viel nach Sättigung schreien, seine Seele nach einem Sieg ohne Golgatha – dieser Mann lebt nicht vom Brot allein, sondern ist voll mit dem Wort Gottes. So voll, dass auch die schlimmste leibliche Qual ihn nicht in die Knie zwingen kann. Generalprobe für Golgatha.

Dumpfe Hammerschläge. Spitzes Eisen wird in die Blutadern seiner Handgelenke hineingejagt, noch mehr Blut spritzt. Eine beklemmende Stille legt sich auf die Schaulustigen. Selbst die Drahtzieher des Dramas – die Hohenpriester und Pharisäer – zucken zusammen und drücken sich die Hände auf die Ohren. Ein Kind übergibt sich. Eine Frau schluchzt laut. Andere Frauen ziehen Kopftücher über ihre Gesichter, zerren ihre Schals enger um die Schulter und wenden schluchzend ihre Gesichter ab. Körperausflüsse triefen aus den zerschundenen Leibern der Gefolterten. Ein Geier kreist schon über dem Berg, den sie »Schädelstätte« nennen. Zu fast jeder Zeit hängen hier irgendwelche Überreste,

aufgespießt auf Balken. Bald wird der Gestank von Verwesung die Luft erfüllen.

Spätestens jetzt dämmert es Jesu Anhängern: Es gibt keinen Last-Minute-Gegenschlag. Die Hölle entfesselt ihre gesamten dunklen Kräfte auf ein unschuldiges Opfer – und dieses Opfer wehrt sich nicht. Wie tief muss dieser Schock gesessen haben! Rechts und links von Jesus stehen nicht die Throne, auf die sie kurz zuvor mit gierigem Blick und in der Erwartung eines Sieges- taumels spekuliert haben, sondern Foltergeräte. Die zehntausend Engel – die auf Abruf bereitstehen, um den Sohn Gottes aus dieser Hölle herauszuretten, sollte er es nicht mehr aushalten – bleiben mit angehaltenem Atem in ihren Startlöchern stehen (vgl. Matthäus 26,53). Sie werden nicht gerufen. Das Schwert, das Petrus in seinem Übermut gezückt hatte, um den Messias zu verteidigen, soll wieder zurück in seine Scheide (vgl. Matthäus 26,51-52). Neue Gedanken treiben durch die Köpfe der gestrandeten Jesus-Nachfolger. Kreuzigungen gibt es in Serien. Auf eine Kreuzigung folgt die nächste. Falls die römische Straßenpatrouille nicht jetzt schon dabei ist, die Gassen Jerusalem nach weiteren Aufständischen zu durchkämmen, wird sie sich auf jeden Fall in Bälde aufmachen. Die Nerven der Stadtbehörden liegen blank, alle Stadtfunktionäre sind in Hab-acht-Stellung – bereit, sogar einen unschuldigen Mann zu einem schrecklichen Foltertod zu verurteilen, um die Guerilla-Taktik der jüdischen Zeloten kleinzuhalten. Der Oberterrorist Barabbas wird freigesetzt. Der kleinste Vorfall könnte reichen, um das politische Pulverfass im unruhigen Israel in die Luft zu jagen. Der römische Kaiser würde davon erfahren und Köpfe würden rollen.

Kein Wunder, dass fast alle Jünger Jesu sich auf dem Absatz herumdrehen und die Flucht ergreifen!

»Und hier, nur hier, am Fuß des Kreuzes, mit den Schreien des Sohnes Gottes in meinen Ohren, mit klebrigen Spuren seines heruntertiefenden Blutes an meinen Händen, finde ich zurück ins Leben«, schrieb ich einmal. »Dort, wo jede Suche nach Erfolg eingestellt wird. Wo ich nur einen Gedanken übrig habe. Die Widerlichkeit meiner Schuld und die unvorstellbare Herrlichkeit dieser Rettung. Er hat alles für mich getan. Welch unglaubliche Liebe! Was brauche ich sonst für mein Glück?«

Lichtblicke mitten in der dunkelsten Stunde der Weltgeschichte.
»Unverständige Galater! Wer hat euch bezaubert, denen Jesus Christus als gekreuzigt vor Augen gemalt wurde?« (Galater 3,1).

Zwei Männern muss man Jesus Christus als gekreuzigt nicht »vor Augen malen«, sie sind live dabei. Vermutlich die Einzigen, die begreifen, was hier wirklich vor sich geht. Beide könnten nicht weiter entfernt sein von Jesu bisherigem Umfeld – theologisch, geistlich, kulturell. Vielleicht haben sie die Kreuzigung des Sohnes Gottes gerade deswegen am schnellsten verstanden. Beide sind direkte Zeugen des Geschehens, einer ist Mitbetroffener.

Wenn ich mit meiner Freundin Jane zu dem einen oder anderen Frauentreffen unterwegs bin, drehen wir manchmal alte Lieder aus unserer Jugendzeit laut auf und singen mit, um die lange Fahrzeit besser zu verkraften. Einmal kam in Janes Spotify-Liedsammlung ein Lied des Sängers Don Francisco, der in den 1980er-Jahren beliebt war und auch in Deutschland auf Tour ging. Seine Spezialität ist es, Begebenheiten und Biografien aus der Bibel in Liedform darzustellen und sich auszumalen, wie es diesen Menschen erging, was sie innerlich gedacht und gefühlt haben, als sie Jesus begegneten. An diesem Tag hörten wir ein Lied über den Verbrecher, der neben Jesus gekreuzigt wurde: »Too small a price« (»Ein Preis, der zu klein ist«). In vierzehn ergreifenden Strophen

erzählt Francisco die Geschichte des Verbrechers am Kreuz, anfangend mit dem Eindringen des Gefängniswärters in seine Zelle:

*I awoke to hear the jailer
Turn the key and push the door
»Get out here!«, he shouted
But I stayed there on the floor
Frozen in the terror
That rose and filled my brain
For I knew what they intended
I could not face the pain.*

(Ich wachte auf und hörte, wie der Wachmann den Schlüssel umdrehte und die Tür aufschob. »Raus hier!«, brüllte er. Aber ich blieb auf dem Boden liegen, gelähmt durch den Horror, der in mir hochstieg und meine Seele füllte. Ich wusste, was sie mit mir vorhatten, die Aussicht war unerträglich.)⁹

Er beschreibt die Peitschenhiebe, den stolpernden Gang auf den Berg unter den Schreien der Menschenmengen, »ihre Stimmen voll mit Hass, wie ein Wolfsrudel auf der Jagd bei Nacht«. Durch den Nebel von Schmerz nimmt der Verbrecher das Kreuz neben seinem Kreuz wahr, hört, wie die Schaulustigen Witze auf Jesu Kosten machen. Er beobachtet Jesus von der Seite, schaut zu, wie der Mob in eine Orgie von Hass und Verachtung hochgepeitscht wird, Jesus hänselt und anspuckt, hört die Worte »Vater, vergib ihnen! Denn sie wissen nicht, was sie tun« (Lukas 23,34), sieht den Blick in den geschwollenen, zerrissenen Augen.

9 <https://genius.com/Don-francisco-too-small-a-price-lyrics>
(abgerufen am 16.04.2025), Übersetzung durch die Autorin.

Für mich war dieser Mann immer ein Nebendarsteller, ich hatte mir über ihn nie viele Gedanken gemacht. Er scheint so eine unwichtige Rolle zu spielen, dass wir leicht über ihn hinwegsehen. Doch in den Tagen nach der besagten Autofahrt ließ er mich nicht mehr los, immer wieder spielte sich die Szene in meinem Kopf ab. Zwischen den gequälten Atemstößen, mit denen er sich auf den zerrissenen Füßen und Handgelenken hochzieht, um Luft zu holen, entsteht ein faszinierendes Gespräch zwischen den drei sterbenden Männern.

Die Soldaten langweilen sich und freuen sich auf den Feierabend. Vermutlich kippen sie noch ein paar Becher Wein in sich hinein, um den Anblick der blutigen Fleischstücke, die sich schreiend an den Balken winden und kaum noch als Menschen erkennbar sind, bis zum Schluss ertragen zu können. Sie finden es lustig, dass der mittlere von ihnen sich als Gottes Gesandter ausgegeben hat. Seine Kleider haben sie schon unter sich aufgeteilt und um das einzig wertvolle Stück, nämlich den Leibrock, das Los gezogen. Wenn der Mann wirklich Gottes Sohn ist, dann soll er es beweisen und vom Kreuz heruntersteigen, so witzeln sie. Den bequemen Weg gehen. Messias sein ohne das Kreuz, das wäre es doch!

»Aber auch die Soldaten verspotteten ihn, indem sie hinzutraten, ihm Essig brachten und sagten: Wenn du der König der Juden bist, so rette dich selbst!« (Lukas 23,36-37).

Einer der beiden Verbrecher findet das keine schlechte Idee: Wenn Jesus heruntersteigt, soll er ihn und den anderen auch gleich mitnehmen, lästert er. Unglaublich, dass der Mann in dem Zustand, in dem er sich befindet, noch in der Lage ist, so einen makabren Humor aufzubringen (vgl. Lukas 23,39)!

Und dann kommt es.

»Der andere aber antwortete und wies ihn zurecht und sprach: Auch du fürchtest Gott nicht, da du in demselben Gericht bist? Und

wir zwar mit Recht, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind; dieser aber hat nichts Unstatthaftes getan. Und er sprach: Jesus, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst! Und er sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein« (Lukas 23,40-43).

Da bin ich fassungslos. Man stelle sich die unbeschreiblichen Qualen vor, die dieser Mann seit Stunden erleidet. Der Satz »*wir empfangen, was unsere Taten wert sind*« ist, so gesehen, der erstaunlichste Satz in der ganzen Bibel. Auch als halbwegs schuld-

bewusster, reuevoller Übeltäter hätte er sagen können: »Bitte lass es schnell gehen, enthaupte mich mit dem Schwert – alles, nur nicht diese Folter!« Macht er aber nicht. Er erkennt den Ernst seiner Schuld. Und dass jeder Hieb der Peitsche, jeder Riss der Nägel, jede sich hinziehende Stunde der Qual ... absolut verdient ist. Keine Ausweichmanöver, keine Ausreden, kein »Na ja, wenn du meine Kindheit kennen würdest, wenn ich nur andere Eltern gehabt hätte ... eine andere Ehe, andere Kinder, eine bessere Gemeinde ...«

Und gerade er geht in die Heilsgeschichte als der Erste ein, der versteht, was vielen Akademikern, geistlichen Fachleuten und Theologen durch die Zeitalter hindurch entgangen ist: dass dieser stellvertretende Tod auch für meine Rettung nötig war!

Ein Schwerverbrecher, der alles in seinem Leben verbrochen hat, was man nur verbrechen kann, ist der Erste, der Jesu Sühnetod begreift. Der Mann gehört zur Oberliga der kriminellen Straftäter, hat Blut an den Händen, unschuldige Menschen umgebracht. Er hat die Chance gehabt, ein ordentliches

Leben zu führen, aber diese Chance hat er verspielt. Die Erkenntnis kommt zu spät. Er kann nicht einmal die Hände zum Gebet falten, geschweige denn sich niederknien und um Gnade flehen. Es

ist aus mit ihm, vorbei. Unwiederbringlich. Und gerade er geht in die Heilsgeschichte als der Erste ein, der versteht, was vielen Akademikern, geistlichen Fachleuten und Theologen durch die Zeitalter hindurch entgangen ist: dass dieser stellvertretende Tod auch für meine Rettung nötig war!

Diese Schmerzen spiegeln die gravierende Tiefe meiner Schuld wider, erkennt der Verbrecher. Unsere Schuld fällt in die gleiche Kategorie. Auch wenn wir nicht gemordet, aber gehasst haben. Keinen Ehebruch begangen, aber schmutzige Fantasien verfolgt haben. Dem Freund nicht direkt geschadet, ihn aber im Stich gelassen haben, als er Hilfe brauchte. Wenn wir nicht direkt gestohlen, aber sehr wohl gehamstert und nicht mit anderen geteilt haben. Wenn wir über andere gelästert haben, um uns selbst in ein gutes Licht zu stellen. Wenn wir unser eigener Gott waren und unsere Mitmenschen dafür bezahlen ließen. Wir alle sind dieser Verbrecher am Kreuz.

*»Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last;
Ich hab es selbst verschuldet,
Was du getragen hast.
Schau her, hier steh ich Armer,
Der Zorn verdient hat;
Gib mir, o mein Erbarmen,
Den Anblick deiner Gnad!«
(Paul Gerhardt in seinem Lied »O Haupt voll Blut
und Wunden«)*

Noch eine Sache erkennt Jesu Leidensgeselle: Jesus ist unschuldig. Eigentlich wussten das alle. »Ich schuldig, du unschuldig – nimm mich mit nach Hause« – das ist die tiefgründigste Rettung, die es geben kann. So einfach, dass ein Kind sie begreifen kann – und

auch ein sterbender Mann in seinen letzten Atemzügen. Das Kreuz ist kein Betriebsunfall, kein willkürlicher Versuch der Römer, einen jüdischen Aufstand zu verhindern, kein seichtes Trostpflaster für Opfer nach dem Motto »Jesus hat auch gelitten, er versteht dich«. Nein, es ist ein klarer Befreiungsschlag für den Täter, der in jedem von uns lauert. Kein Wunder, dass es schon immer ein Stein des Anstoßes war. Es spricht mich schuldig. Kein Wunder, dass durch die Generationen hindurch Menschen alles darangesetzt haben, Umwege um dieses Kreuz zu machen, andere Erklärungen zu finden, damit die Frage nach der eigenen Schuld eingestampft wird – koste es, was es wolle. Eine sanierte Frömmigkeit zu erfinden, bei der mein Image intakt bleibt.

Jesu Antwort auf die Bitte des Verbrechers ist prompt, klar und einfach: *»Heute wirst du mit mir im Paradies sein«* (Lukas 23,43). Mitten im grässlichsten Schreckensszenario dieser verlorenen Welt klingt es wie ein kleiner Vorgeschmack auf bessere Zeiten. Das Weinen dauert eine Nacht – aber der Morgen wird kommen! Es wird wieder gejubelt werden. Die Sonne wird wieder scheinen, der Klang von Lachen und Liedern wird wieder erschallen. Wir werden wieder durch die Wälder schlendern, Erdbeertorte auf der Terrasse essen, einen kühlen Trunk am warmen Abend genießen, mit den Enkelkindern Eis essen, Unschuld und Freiheit erleben. Die Menschen werden eines Tages den Krieg nicht mehr lernen (vgl. Jesaja 2,4). Alle Tränen werden abgewischt werden, es wird kein Leid, keinen Schmerz, keinen Tod mehr geben (vgl. Offenbarung 21,4). Und so wird ein schluchzender, mit Kot und Blut verschmierter Schwerverbrecher zum ersten Bewohner des Post-Auferstehungs-Paradieses.

Countdown zum Sieg

Ein anderer Mann schaut gefesselt zu von seinem Platz in der ersten Reihe. Blutige Hinrichtungen sind für ihn Routine. Mörder, Aufständische, ruchlose Gesellen, Ungeziefer. Geschieht ihnen recht. Sie haben andere umgebracht, sie wissen, dass sie jederzeit in Handschellen abgeführt werden können, sie sind also selbst schuld. Betrachten wir sie wie lästige Insekten, wie Monster, dann können wir alle Hemmungen überwinden und sie bis zu Tode quälen. Blut aus ihren Adern ziehen, ohne zu kotzen.

Doch diese Hinrichtung ist irgendwie anders. Der Zuschauende ringt mit sich und rätselt, warum ihm so schlecht ist, so schwindelig und unwohl. Es liegt nicht nur an den seltsamen Naturphänomenen, die den Berg plötzlich erschüttern, den Himmel in Finsternis einhüllen und die herumstehende militärische Garde in Panik versetzen. Es ist dieser Mann in der Mitte. Was sieht der römische Hauptmann, was andere nicht sehen? Ist es irgendwas in der Art und Weise, wie Jesus vom Kreuz herunterblickt? Oder hat er das Gespräch zwischen ihm und dem reumütigen Verbrecher mit angehört? Kennt er die Vorgeschichte? Wie kommt dieser Mann von jetzt auf gleich zu der erstaunlichen Aussage »*Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn!*« (Matthäus 27,54)?

Die Erde bebt. Die Sonne verbirgt ihr Gesicht. Donnergeröll kracht vom Himmel, Blitze durchkreuzen die pechschwarzen Wolken. Ein letzter Schrei durchdringt den stürmischen Himmel. Die gequälte Figur am Kreuz sackt zusammen und hört auf zu atmen, hängt wie ein weggeschmissener alter Lumpen am vom Blut getränkten Holz. Ein Soldat versetzt dem leblosen Körper einen letzten Stich ins Herz, um sicherzustellen, dass er nicht mehr lebt. Den anderen bricht er die Beine, damit sie endlich sterben. Ein bisschen Gnade muss sein. Sie keuchen nach Luft, werfen einen letzten verzweifelten Blick auf ihre Peiniger, reißen ihre

blutunterlaufenen Augen weit auf, während ein letzter Atemzug in ihrem Mund rasselt, und brechen zusammen.

Er hat seine Tagesarbeit vollendet, die Frau wartet zu Hause mit dem Abendessen, wundert sich, wie nachdenklich und verstört ihr Mann ist. »Gespenster gesehen, oder was? Seit wann fürchtest du dich vor schlechtem Wetter? Ach, der Rabbiner! Hast du gehört, dass sogar Pilatus Schiss hatte, Hand an ihn zu legen?«

Die Hölle jubelt und feiert. Es ist für den Teufel der siegreiche Höhepunkt eines seit Jahrhunderten tobenden Ringens um die vollständige Lufthoheit über seine gestohlene Welt. *»Und ich werde Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau, zwischen deinem Nachwuchs und ihrem Nachwuchs; er wird dir den Kopf zermalmen, und du, du wirst ihm die Ferse zermalmen«* (1. Mose 3,15). Seit jenem schicksalhaften Tag im Garten Eden, an dem Gottes Urteil über den Verführer verkündigt wurde, verfolgt dieser Verführer ein einziges Ziel: nämlich den »Nachwuchs«, der ihm eines Tages den Kopf zermalmen soll, zu eliminieren, bevor dieser ihn eliminiert. An Karfreitag ist er sich seines Sieges sicher. Aber nicht für lange.

Jubel am Morgen

Es folgt der Sonntagmorgen. Die schauerlichen Grimassen der Hölle lösen sich in Luft auf, als wären sie nur ein vorbeihuscher Schatten gewesen. Vögel zwitschern, die Sonne strahlt, Bäche plätschern. Das Passahfest ist vorbei, alle schlafen noch. Jesu Freunde kauern in ihrem Versteck und lassen die turbulenten Ereignisse der vergangenen Tage Revue passieren, versuchen, zu begreifen, was passiert ist, und überlegen, wie es weitergehen soll. Sie wissen noch nicht, dass zwei römische Soldaten bewusstlos neben einer leeren Höhle liegen, in der Grabtücher sauber gefaltet auf einem

Felsvorsprung liegen. Eine traumatisierte Frau schluchzt. Ihr letzter Trost – ihren geliebten Herrn nochmals zu Gesicht zu bekommen und seine geschundenen Überreste mit weichen Tüchern zu säubern und mit wohlriechendem Öl einzureiben – ist ihr genommen. Und dann diese Stimme hinter ihrem Ohr: »Warum weinst du?« Und ihr Name: »Maria«. In diesem Moment erkennt sie ihn und weiß nicht wohin mit ihrer Euphorie. »Meister!« Das Drama ist nicht zu Ende, so wie sie gedacht hat – nein, es hat gerade erst begonnen! Die Freunde Jesu erfahren die gute Nachricht. Er ist auferstanden! Die Welt steht Kopf. Erste Versuche werden gestartet, die Auferstehung zu bestreiten, andere Erklärungen für das Verschwinden des Leichnams zu finden, Verschwörungstheorien zu streuen. Versuche, die bis heute anhalten. Denn jeder weiß instinktiv: Wenn diese Geschichte wahr ist, dann hat sie für mein Leben gewaltige Konsequenzen. Wenn er mehr Power besitzt als jener Feind aller Feinde – der Tod –, dann muss er Gott sein. Und wenn er Gott ist, kann ich nicht mehr Gott sein. Dann muss ich kapitulieren und ihn Gott sein lassen.

Ich muss mit ihm sterben, ihm die Zügel meines Lebens übergeben. Im Gegenzug darf ich mit ihm auferstehen, bin nicht mehr den dunklen Mächten dieser Welt ausgeliefert. Das Tor zum Paradies ist für mich wieder geöffnet, ich bin »durch das Blut des Christus nahe geworden«, die ich »einst fern war« (Epheser 2,13). Nicht nur das, sondern wir sind »Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen« (Epheser 2,19), »auferweckt zum neuen Leben, mitsitzend in der Himmelswelt in Christus Jesus, aus Gnade gerettet durch Glauben« (vgl. Epheser 2,6+8). Paulus verliert sich regelrecht in Superlativen, die nicht ausreichend sind, um diesen herrlichen Befreiungsschlag und seine Folgen zu beschreiben!

»I find it interesting that Jesus said, 'If anyone wants to follow after me, let him deny himself.' He easily could have said, 'If anyone

wants to follow after me, let him find his true authentic self.« But he didn't say that.» (Alisa Childers auf ihrer Facebook-Seite)

(»Ich finde es interessant, dass Jesus sagte: ›Wer mir nachfolgen will, muss sich selbst verleugnen.« Er hätte genauso gut sagen können: ›Wer mir nachfolgen will, muss zu seinem wahren authentischen Ich zurückfinden.« Aber das hat er nicht gesagt.«)

Immer wieder habe ich mir dieses Kreuzesgeschehen innerlich vor Augen gemalt. Hier habe ich mein Feuer wiedergefunden. Den Eifer dieser Männer der ersten Auferstehungsstunde möchte ich haben. Nicht Eifer für *mein* Happy End. Nicht Eifer für einen geistlichen Dienst, der neidische Blicke auf sich zieht. Nicht Eifer für eine christliche Musterfamilie, um mich damit zu brüsten, dass Gott mich besonders mag und ich die perfekte Ehefrau und Mutter bin. Oder für große Auftritte, mit deren Besucherzahlen ich angeben kann. Sondern Eifer für diesen Jesus, mit oder ohne Happy End. Ein Eifer, der sagt: »Auch wenn er mich umbringt« (vgl. Hiob 13,15), auch wenn ich nichts vorzuzeigen habe, auch wenn ich die Einzige bin, die glaubt, will ich ihn lieben und ihm dienen. Echtes Feuer, nicht künstliches Feuer.

Die erste geistliche Leidenschaft, die es geben muss, ist der Ekel vor meiner eigenen Sünde, meiner eigenen Verlorenheit. Denn die Feindschaft, von der in 1. Mose die Rede ist, zwischen »deinem Samen und dem Samen der Frau« (vgl. 1. Mose 3,15), bekomme auch ich jeden Tag zu spüren. Meine inneren Kämpfe gegen Unglauben, Lustlosigkeit, Trägheit, Neid, Überheblichkeit, Besserwisserei und jede Form von Selbstgefälligkeit. Die sarkastischen Bemerkungen, die mir mitten im Streit herausrutschen, der Frust, wenn meine Wünsche nicht erfüllt werden, der herablassende Blick

auf den, der es nicht genauso sehen will wie ich. Die Liste ist endlos – vor allem, wenn ich mir ausmale, wozu ich sonst noch alles fähig gewesen wäre, hätte ich nicht das Glück gehabt, in einem ordentlichen, gesunden Elternhaus aufgewachsen zu sein. Hier am Kreuz kann ich mich nicht mehr toll finden oder mich in einer arroganten Selbstsicherheit wiegen. Meine Sünde war die Ursache! Unserer aller Sünde! Da gibt es kein Achselzucken mehr nach dem Motto: »Na schön, dass er das Problem gelöst hat, jetzt kann ich mein Leben genießen.« Da bleibt nur eine tiefe, zermürbende Widerlichkeit vor dem Schrecken meiner Schuld. Nur wenn ich mir selbst ins Gesicht geschaut habe und mich erschrocken abwende, kann ich verzweifelt rufen: »Kyrie eleison« – »Herr, erbarme dich!« Ähnlich wie der Verbrecher am Kreuz: »Diese Qual habe ich verdient, jeden Nagel, der in meine Blutadern gehämmert wurde, habe ich verdient. Aber du nicht, Herr. Du hast die Kugel abgefangen, die Strafe getragen, die für mich gedacht war.« Und dann Dankbarkeit, Tränen der Erleichterung, Freude, die bleibt. Eine Liebe, die mit den Jahren nicht abnimmt, sondern zunimmt. Gerade weil *er* den Tod stirbt, den ich verdient hätte, darf ich in dieser Mischung aus Ehrfurcht und Zittern ihm meine Wertschätzung hinausschluchzen, dass er mit dieser höllischen Folter mein Herz von den Fesseln der Sünde befreit und mich in seine Nachfolge gerufen hat. Gerade diesen Moment will ich in meinem Leben festhalten und zur Grundstimmung meines Alltags machen.

Nur wenn ich mir selbst ins Gesicht geschaut habe und mich erschrocken abwende, kann ich verzweifelt rufen: »Kyrie eleison« – »Herr, erbarme dich!«

Unverdient begnadigt. Die Handschellen gelöst, die Tür des Knasts geöffnet. »Steig herunter und rette uns auch!«, riefen seine Spötter. Er stieg nicht herunter – und genau deshalb hat er uns gerettet. An dieser Stelle fängt geistliches Feuer an. Ich hätte tot sein sollen, aber ich darf leben. An der überwältigenden Freude

dieser Rettung, an der Erschütterung über das Maß meiner Verlorenheit dürfen meine Gefühle immer wieder anzapfen und neu belebt werden. Täglich darf ich dieses Kreuz auf mich nehmen und ihm nachfolgen.

*»Beneath the cross of Jesus I fain would take my stand,
the shadow of a mighty Rock within a weary land;
a home within the wilderness, a rest upon the way,
from the burning of the noontide heat and the burden of the day.*

*Upon the cross of Jesus mine eye at times can see
the very dying form of One who suffered there for me:
and from my stricken heart with tears two wonders I confess,
the wonders of redeeming love and my unworthiness.«*
(Elizabeth Cecilia Douglas Clephane, 1868)

(»Am Fuß dieses Kreuzes Jesu möchte ich mein Lebenszelt aufschlagen. Unter dem Schatten eines mächtigen Felsens mitten in einem müden Land. Ein Zuhause in der Wüste, eine Ruhestätte auf dem Weg, ein Schutz vor dem Brennen der Mittagshitze und der Last des Tages. An jenem Kreuz Jesu können meine Augen manchmal die sterbende Form dessen sehen, der dort für mich gelitten hat. Und aus meinem gebrochenen Herzen, mit Tränen in den Augen, erzähle ich von zwei Wundern: den Wundern seiner erlösenden Liebe und meiner eigenen Unwürdigkeit.«)

In Paulus' Worten: »Mir aber sei es fern, mich zu rühmen als nur des Kreuzes unseres Herrn Jesus Christus, durch das mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt« (Galater 6,14).

Diese Zeugen der ersten Stunde waren bereit, sich eher qualvoll zu Tode foltern zu lassen, als über diese Entwicklungen zu schweigen. »Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben« (Apostelgeschichte 4,20; Luther 1984).

7. Die große Verschwörung

Die erste Verführung, die müde und träge gewordene Theologen und Führungspersonen ungeachtet ihres kirchlichen Lagers in jeder Zeit der Kirchengeschichte auf Irrwege führt, ist die Frage der Kreuzigung des Sohnes Gottes. Es sei doch sadistisch, meinen die einen, den eigenen Sohn ins Messer laufen zu lassen, das hätte er für mich nicht machen müssen, das hätte er sich sparen können. Und Jesus selbst – ist er ein chronischer Masochist? Dass er so etwas mit sich machen lässt? Für jemanden, der die Bibel kennt, müssten solche Gedanken peinlich sein.

»Er hat gelitten, damit du ein schmerzfreies Leben haben kannst«, behaupten die anderen. Ist diese Einstellung nicht genau das, wovor die Bibel selbst immer wieder warnt? 2009 zeigte Thomas Schneider in einem Artikel mit dem Titel »Der ewige Streit um den Sühnetod Christi« dieses Gedankengut auf, das inzwischen auch in Freikirchen immer mehr an Momentum gewinnt:

In der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau hat ein Pfarrer sich »gegen den Glauben an den Sühnetod Jesu ausgesprochen. Gott, so predigte der Bonner Pfarrer Burkhard Müller im Westdeutschen Rundfunk (WDR 4), habe den Tod Jesu am Kreuz nicht gewollt. Ironie hoch zwei. Etwa 1,8 Millionen Zuhörern wurde eine Irrlehre präsentiert. Und diese nicht etwa von einem »neuen« Atheisten, sondern geradewegs von einem Hirten der Kirche. Die Dienststelle des Evangelischen Rundfunkbeauftragten des WDR erklärte, der Pfarrer bewege sich mit seinen Theorien auf festem Grund. Ähnliche Thesen seien in der theologischen Debatte weit verbreitet. ... In einem Interview mit dem evangelischen Magazin »chrison plus Rheinland« sagte Nikolaus Schneider, dass Gott kein Sühneopfer brauche. Er stelle Pfarrern sogar frei, den Kreuzestod Jesu in ihren

Predigten unterschiedlich zu deuten, sofern sie sich im Rahmen der Heiligen Schrift bewegten.«¹⁰

Die Hybris in diesen Bemühungen, den Kreuzestod Jesu auszuhöhlen, ist erschütternd. Die Leichtigkeit, mit der über klare Augenzeugenberichte hinweggefegt wird, über die eindringlichen Worte derer, die drei Jahre lang Tag und Nacht mit Jesus zusammen waren, über den Märtyrertod, den alle von ihnen bis auf einen gestorben sind, ist zutiefst besorgniserregend. Klar, was das Motiv hinter diesem Misstrauen ist: Wenn der Sühnetod Jesu bloß ein Betriebsunfall oder das Ergebnis des bössartigen Treibens von Neidern und Konkurrenten war, dann ist *mein* Kopf nicht mehr in der Schlinge. Dann tangiert es *mich* nicht. Ich kann ungehindert weitersündigen, weiter mein eigener Gott sein.

Der Apostel Paulus wird nicht müde, die zentrale Bedeutung des Kreuzes Jesu zu betonen:

»Und weil denn Juden Zeichen fordern und Griechen Weisheit suchen, predigen wir Christus als gekreuzigt, für Juden ein Anstoß und für Nationen eine Torheit; den Berufenen selbst aber, Juden wie Griechen, Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit« (1. Korinther 1,22-24).

Hast du kein flotteres, aktuelleres Predigtthema, lieber Paulus? Mal etwas anderes? Etwas Zeitgemäßeres?

»Das Kreuz lassen wir außen vor«, verkündete der Teilnehmer einer Runde zur Planung von Osteraktionen in einer Gemeinde einmal ganz offen, »es ist zu erklärungsbedürftig.« Was es erklärt, ist vermutlich das größere Problem als die Befürchtung, dass hier

10 Schneider, Thomas: Der ewige Streit um den Sühnetod Christi, <https://agwelt.de/2009-01/der-ewige-streit-um-den-suehnetod-christi-2/> (abgerufen am 16.04.2025).

eine Erklärung nötig wäre. »Was ist Ostern«, wandte ich ein, »ohne das Kreuz?«

In einer ähnlichen Sitzung klärte ein hochdotierter evangelikaler Theologe und Jugendreferent die Anwesenden auf, dass das Kreuz zwar seinen Platz hätte, aber für die heutige Jugend nicht mehr zumutbar sei. Man müsse zu neuen Ufern aufbrechen, sich aufgeklärter geben und bessere Formulierungen als die biblischen finden. Den Begriff »Sünde« würde die Generation Z nicht mehr verstehen. *O doch*, dachte ich – aber ich hatte in diesem Fall nicht den Mut, es laut zu sagen –, *spätestens wenn dem jungen Z-Konsumenten sein neues Handy geklaut wird, begreift er, was Sünde ist!* Ich fragte mich einmal wieder, ob es nicht dringend geboten wäre, wieder zu den »alten Ufern« aufzubrechen.

»Aus Post-Evangelikalen werden häufig Post-Christen«, hieß es in einem Artikel in der Zeitschrift »idea«, denn auch der Sühnetod und die Auferstehung Jesu Christi würden von der neuen sogenannten post-evangelikalen Bewegung infrage gestellt: *»Was bei dieser extremeren Version des Post-Evangelikalismus häufig noch bleibt, ist eine Rest-Spiritualität, eine unbiblisch definierte Freiheit und ein allgemeiner Gottesglaube, in dem aber wenig Platz ist für Jesus Christus und seine durchaus provokanten Lehren.«*¹¹

Die Kreuzigung wird persönlich

In solchen Diskussionsrunden denke ich immer wieder an einen heißen, schwülen Tag in meiner Kindheit in Nord-Nigeria zurück. Es war der Anfang des Biafra-Krieges im Jahr 1967. Wir waren als

¹¹ Aus Post-Evangelikalen werden häufig Post-Christen, idea 11.04.2023, <https://www.idea.de/artikel/aus-post-evangelikalen-werden-haeufig-post-christen> (abgerufen am 15.02.2025).

Familie in einen der blutigsten Kriege in der Geschichte Afrikas zwischen die Fronten geraten. Meine Eltern hatten beschlossen, das Land nicht zu verlassen, als erste Gerüchte kursierten, dass etwas Gravierendes bevorstünde. Zu groß war die Verantwortung, die sie für die Mitarbeiter der Firma meines Vaters empfanden, die in Lebensgefahr waren. Wir saßen in unserem Haus und hofften, das Blutbad aussitzen zu können. Ein süßlicher Verwesungsgeruch hing über dem Land, während die Leichen sich stapelten und vor sich hin moderten, weil niemand sie entsorgte. Die Leichenhallen waren schon überfüllt. Ich war damals sieben Jahre alt, meine Schwestern acht und vier.

»Denkt nicht, dass die Gräueltaten nur da draußen sind«, sagte unsere Mutter eines Tages nachdenklich zu uns. »Das Blutbad auf den Straßen steckt in jedem von uns drin, auch in euch. Wir sind zu allem fähig, wirklich zu allem. Wir alle. Der Pogrom draußen ist nur die Endstation von dem, was in jedem Herzen lauert.« Es folgte ein Gespräch über Sünde, Rettung und über das Kreuz, das wir als Kinder sehr wohl verstanden. Die üblen Gedanken, die, wenn nicht gebremst, irgendwann zu üblen Taten führen werden. Wie kamen moderne Christen jemals auf den Gedanken, dass man einen Mord begangen haben muss, bevor man über Sünde redet? Es fängt klein an. Jakobus malt uns die Anatomie einer sinkenden Seele:

»Ein jeder aber wird versucht, wenn er von seiner eigenen Begierde fortgezogen und gelockt wird. Danach, wenn die Begierde empfangen hat, bringt sie Sünde hervor; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert den Tod« (Jakobus 1,14-15).

Er hatte wohl genau aufgepasst, als Jesus seine Zuhörer mit seiner Definition von Sünde schockiert hat:

»Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber töten wird, der wird dem Gericht verfallen sein. Ich aber sage euch, dass jeder, der seinem Bruder zürnt, dem Gericht verfallen sein wird« (Matthäus 5,21-22).

Paulus' Liste in Galater 5 bringt es noch ausführlicher und praktischer auf den Punkt:

»Offenbar aber sind die Werke des Fleisches; es sind: Unzucht, Unreinheit, Ausschweifung, Götzendienst, Zauberei, Feindschaften, Streit, Eifersucht, Zornausbrüche, Selbstsüchteleien, Zwistigkeiten, Parteiungen, Neidereien, Trinkgelage, Völlereien und dergleichen. Von diesen sage ich euch im Voraus, so wie ich vorher sagte, dass die, die so etwas tun, das Reich Gottes nicht erben werden« (Galater 5,19-21).

Wer sich selbst nicht in dieser Liste wiederfindet, ist entweder dumm, selbstbetrogen, chronisch realitätsfern oder narzisstisch und maßlos arrogant. Nach einem Abstecher nach Golgatha muss ich aufhören zu sagen: »Es war die Frau, die du mir gegeben hast«, oder: »Es liegt nicht an mir, ihr seid alle so überempfindlich!« Oder: »Ihr habt mich alle auf dem Kieker«, oder: »Alles nicht so schlimm, alle machen es!« Als ob diese widerlichen Verhaltensentgleisungen nicht schon schlimm genug wären, hat der Sünder in uns die noch gravierendere Angewohnheit, das alles zu verharmlosen nach dem Motto: *Eigentlich ist doch gar nichts Schlimmes passiert! Und falls doch, waren jedenfalls die anderen schuld!*

Über den Verbrecher am Kreuz schrieb Wilhelm Busch einmal:

»Das ist ja unerhört! Ein Mann hat den Mut zu sagen: ›Ich bin vor Gott ein Sünder und habe sein Gericht verdient.‹ Solche Menschen sind seltener als Wasser in der Wüste. Es ist bei uns üblich geworden, jede Sünde, auch die schlimmste, zu verharmlosen. Der Gottlose sagt: ›Die Christen haben mich enttäuscht.‹ Der Ehebrecher sagt: ›Meine Frau versteht mich nicht.‹ Der Betrüger erklärt: ›Die Gesetze zwingen mich zum Betrug.‹ Die Streithähne entschuldigen

sich: »Die anderen haben angefangen.« Und der Dieb ist »kleptomanisch veranlagt.«¹²

Charles Spurgeon hat den gleichen Gedanken in folgenden Worten formuliert:

»Zu viele denken oberflächlich über Sünden und genauso auch über den Erlöser. Wer vor Gott gestanden hat – überführt und verdammt, mit dem Strick um den Hals –, der wird auch vor Freude weinen, wenn er Vergebung erhält; er wird das Böse hassen, das ihm vergeben wurde, und er wird zur Ehre des Erlösers leben, durch dessen Blut er gereinigt wurde.«¹³

In dem Maße, wie ich die Niedertracht meines gefallen Herzens erkenne, in dem Maße werde ich die überfließende Freude und Erleichterung erleben, die in mir hochsprudelt, wenn ich erkenne, was er für mich getan hat.

Ich werde Teil einer anderen Geschichte, die so klingt:

»Die Frucht des Geistes aber ist: Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit« (Galater 5,22-23).

Das ist Gottes Gegenprogramm. Sein Reich kommt, auf Erden wie im Himmel. Mitten in meinem Herzen. Nicht weil ich jetzt irgendwelche Gesetze befolgen muss, sondern weil mein Herz komplett neu gemacht wurde, mit *seinem* Herzschlag in mir, *seinen* Gedanken in meinem Kopf, *seiner* Liebe für meine Mitmenschen in meinem Herzen. Die Bibel nennt das »Heiligung«.

12 Zitiert nach *ethos* 4/2023.

13 Spurgeon, Charles H.: *Alles zur Ehre Gottes*, Bielefeld: Christliche-Literatur-Verbreitung, 1. Auflage 2021 der überarbeiteten Fassung, S. 54.

Kein Wunder, dass das Kreuz Jesu seinen Weg in den Volksmund gefunden hat. Auf Englisch sagen wir »that's the crux of the matter«, wenn wir etwas Wichtiges und Zentrales betonen wollen. »Das ist die Krux (das Kreuz) an der Sache.«

Als Gerettete des Herrn haben wir Privilegien und Vorteile aus keinem anderen Grund als dem, dass er uns freigekauft hat, auserwählt vor Grundlegung der Welt! Wir sind begnadigt, freigesprochen, tragen seinen Namen. Egal, wie unsere leibliche Familie in dieser Welt uns geprägt hat – die himmlische Prägung setzt sich durch. Nach und nach färbt sein Wesen auf uns ab – wir reden wie er, verhalten uns wie er, denken wie er. Nicht weil wir uns abmühen, sondern weil wir in dem Bewusstsein leben, dass wir seine Hausgenossen, seine Kinder sind. Wir leben das aus, was wir in ihm geworden sind.

»Du brauchst dich nicht darum zu sorgen, ob deine Mühen und Opfer im Werk des Herrn lohnenswert sind; denn die Arbeit, die du treu in Seinem Namen verrichtest, ist nie vergeblich. Du musst nicht befürchten, gerichtet zu werden, denn der Retter, dem du vertraust, übernahm deine Strafe und stillte Gottes Zorn. Ja, du stehst sicher und geborgen vor Gott, weil deine Gewissheit allein im vollkommenen Werk Jesu ruht und dein Leben in der Heiligung deine Errettung beweist.«¹⁴

Der Unterschied zwischen dem christlichen Glauben und allen Religionen und Philosophien dieser Welt ist, dass Gott der Initiator ist. »Es ist geschehen«, verkündet der Herr in seiner Offenbarung an Johannes (Offenbarung 21,6). Paulus beschreibt in

Sein Reich kommt,
auf Erden wie im
Himmel. Mitten in
meinem Herzen.
Nicht weil ich
jetzt irgendwelche
Gesetze befolgen
muss, sondern weil
mein Herz komplett
neu gemacht
wurde ...

14 Tripp, Paul David: *Jeden Morgen neue Gnade*, Reichshof: Voice of Hope, 3. Auflage 2024, Andacht vom 15. Dezember.

seinem Brief an die Epheser alles, was genau geschehen ist. Die ersten Posten auf der Liste haben wir uns schon angeschaut. Er hat uns gesegnet, auserwählt, zur Sohnschaft vorherbestimmt. Doch die Liste geht noch weiter! Er hat uns *»begrnadigt in dem Geliebten«* (Epheser 1,6). Was meinst du damit, lieber Paulus? *»In ihm haben wir die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Vergehungen, nach dem Reichtum seiner Gnade, die er uns reichlich gegeben hat in aller Weisheit und Einsicht«* (Epheser 1,7-8). *»Auch euch hat er auferweckt, die ihr tot wart in euren Vergehungen und Sünden, in denen ihr einst wandeltet gemäß dem Zeitlauf dieser Welt, gemäß dem Fürsten der Macht der Luft, des Geistes, der jetzt in den Söhnen des Ungehorsams wirkt«* (Epheser 2,1-2).

Mit anderen Worten: Ihr gehört nicht mehr zum morschen System dieses Zeitalters. Für euch ist jetzt schon in Christus alles neu geworden. Hier muss ich Paulus einfach selbst reden lassen – er erklärt es viel besser, als ich es jemals könnte. Er setzt beide Welten nebeneinander: *»Unter diesen hatten auch wir einst alle unseren Verkehr in den Begierden unseres Fleisches, indem wir den Willen des Fleisches und der Gedanken taten und von Natur Kinder des Zorns waren wie auch die anderen«* (Epheser 2,3). Und dann dieses alles entscheidende kleine Wort – »ABER«.

*»Gott **aber**, der reich ist an Barmherzigkeit, hat um seiner vielen Liebe willen, womit er uns geliebt hat, auch uns, die wir in den Vergehungen tot waren, mit dem Christus lebendig gemacht – durch Gnade seid ihr gerettet! Er hat uns mitauferweckt und mitsitzen lassen in der Himmelswelt in Christus Jesus«* (Epheser 2,4-6; Hervorhebung hinzugefügt).

Paulus läuft noch einmal zu Hochformen auf und fasst für uns zusammen, was das Fundament für unser Wirken, für unseren Auftrag für den Herrn ist. Seine Superlative überschlagen sich, er findet keine Worte für die Herrlichkeit der Rettung, die uns durch Christus zuteilgeworden ist. Er wünscht, dass seine Leser *»mit Kraft gestärkt werden«*, dass sie *»in Liebe gewurzelt und gegründet«*

sind (Epheser 3,16-17). Wir sollen imstande sein, »völlig zu erfassen, was die Breite und Länge und Höhe und Tiefe ist, und zu erkennen die die Erkenntnis übersteigende Liebe des Christus, damit« wir erfüllt werden »zur ganzen Fülle Gottes« (Epheser 3,18-19).

Die alten Seher und ihre Vorahnungen

Die »die Erkenntnis übersteigende Liebe des Christus«, im Kreuz Jesu geoffenbart, haben auch alttestamentliche Diener Gottes in unvergesslichen Begegnungen mit dem lebendigen Gott zu spüren bekommen. Mose ist einer davon.

Mose hat nach seiner ersten direkten Begegnung mit Gott am brennenden Dornbusch eine zweite einschneidende Begegnung. Er steht mitten in der gigantischen Herausforderung, ein großes Volk durch die Wüste zu führen und ein neues Land, das voll ist von Feinden, zu erobern und zu besiedeln. Der Auftrag selbst ist weniger das Problem als das launische Volk. Dieses pendelt permanent zwischen Gottesfurcht und vorbildlichem Gehorsam, zwischen Gottvertrauen und krasser, unbändiger Rebellion. Das Problem ist weniger, das Volk aus Ägypten herauszubringen, als Ägypten mit seinen Gewohnheiten und Götzenverehrungen aus dem Volk herauszubringen! Kurz nach dem Debakel mit dem goldenen Kalb (vgl. 2. Mose 32) hat Mose den Tiefpunkt seines Frusts erreicht. In seinem kurzen Dialog mit Gott liegt der Schlüssel zu jeder Art von Gottesbegegnung, die wir in der Bibel finden:

»Woran soll man denn sonst erkennen, dass ich Gunst gefunden habe in deinen Augen, ich und dein Volk? Nicht daran, dass du mit uns gehst und wir, ich und dein Volk, dadurch vor jedem Volk auf dem Erdboden ausgezeichnet werden?«, fragt Mose mit gutem Recht (2. Mose 33,16). Er will sich vergewissern, dass Gott nach wie vor hinter dieser ganzen Aktion steht.

»Der HERR antwortete Mose: Auch diesen Wunsch, den du jetzt ausgesprochen hast, werde ich erfüllen; denn du hast Gunst gefunden in meinen Augen, und ich kenne dich mit Namen« (2. Mose 33,17).

Was für ein Kompliment! Daraufhin sagt Mose nicht: »Dann Sorge doch bitte dafür, dass dieses Volk sich ordentlich benimmt! Schenk mir den Sieg über unsere Feinde! Lass diesen skandalösen Götzendienst nie wieder ins Lager! Mach diese Leute endlich zuverlässig und kampffähig! Schenk uns Wohlstand und Sicherheit!« Wir lesen etwas ganz anderes. Die Kette von verheerenden Enttäuschungen und Rückschlägen haben Moses Gefühlslage auf einen einzigen Wunsch reduziert: *»Er [Mose] aber sagte: Lass mich doch deine Herrlichkeit sehen!«* (2. Mose 33,18).

Es sind die Täler, nicht die Berge in unserem Leben, die uns in die direkte Begegnung mit Gott führen. Wer ihn sucht, findet ihn (vgl. Jeremia 29,13). Garantiert. Nur: In welchen Zeiten suchen wir ihn? Ernsthaft, inbrünstig? Meistens doch erst dann, wenn alle andere Optionen aufgebraucht sind. Wir werfen uns erst dann auf seine Gnade, wenn jede andere Hilfe nichts gebracht hat. Wir tun es, wenn wir mit völliger Sicherheit wissen: Wenn Gott jetzt nicht einspringt, sind wir verloren. Erst dann wollen wir ihn mehr als alles andere. Gerade diese Haltung Moses ist der Anfang all seiner Erlebnisse mit Gott. Mose hat so viele Erschütterungen erlebt, dass er nur noch *eines* will: die unmittelbare Nähe Gottes. So bittet er darum, Gottes Herrlichkeit sehen zu dürfen. Und Gottes Antwort ist klar: *»Du kannst es nicht ertragen, mein Angesicht zu sehen, denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben«* (2. Mose 33,20).

Übrigens hat sich daran bis heute nichts geändert. Einmal war eine Gruppe von Zuhörerinnen schockiert, als ich in einem Nebensatz sagte, dass nicht Satan, sondern Gott selbst der gefährlichste

Charakter in der Bibel ist. In 2. Mose 24 bekamen die Ältesten des Volkes einen furchtbaren Schreck, als Gott sie auf den Berg einlud. Sie waren wohl froh, nicht nur die Verabredung überlebt zu haben, sondern sich sogar bei einem Festmahl wiederzufinden: *»Gegen die Edlen der Söhne Israel aber streckte er seine Hand nicht aus, sondern sie schauten Gott und aßen und tranken«* (2. Mose 24,11).

In 1. Samuel 5,1-7 geraten die Philister, die die Bundeslade Gottes als Trophäe aus ihrem Sieg über die Israeliten mitgenommen haben, in Panik, als sie ihren Gott Dagon flach und in Stücke gehauen auf dem Boden vor der Bundeslade wiederfinden. Sie haben daraufhin mehr Furcht vor dem Jahwe Israels als die Israeliten selbst!

»Ja, aber im Neuen Testament ist alles anders«, höre ich immer wieder. »Da haben wir freien Zugang zur Gegenwart Gottes, wir sind angenommen, geliebt, können ihm auf den Schoß klettern – er ist nett geworden.«

Doch der Schreiber des Briefes an die Hebräer ist da anderer Meinung:

»Deshalb lasst uns, da wir ein unerschütterliches Reich empfangen, dankbar sein, wodurch wir Gott wohlgefällig dienen mit Scheu und Furcht! Denn auch unser Gott ›ist ein verzehrendes Feuer« (Hebräer 12,28-29).

Umso bewegender ist der kleine Nebensatz in Gottes Worten an Mose nach seiner Bitte. Ein sündiger Mensch kann die Nähe Gottes zwar nicht ertragen, aber:

*»Weiter sagte der HERR: **Siehe, hier ist ein Platz bei mir, da sollst du dich auf den Felsen stellen**«* (2. Mose 33,21; Hervorhebung hinzugefügt).

Es ist ein Platz bei ihm. Auch für dich, auch für mich. Auch wir dürfen seine Herrlichkeit sehen. Das hat nichts mit Wellness zu tun, nichts mit göttlichen Streicheleinheiten, dass Gott uns doch toll findet und wir so bleiben sollen wie wir sind. Gott ist nicht unser Kumpel, der nette Kollege, der Partner im Leben. Auch wir dürfen innerlich die Schuhe ausziehen, wenn wir vor ihn treten, denn wir stehen auf heiligem Boden. Es hat auch nichts mit Verdammnis und erdrückender Angst zu tun.

Auch wir dürfen wie Mose mit Staunen entdecken: »**Siehe, hier ist ein Platz bei mir, da sollst du dich auf den Felsen stellen.**«

In diesem kleinen, beiläufigen Satz wird das Rettungsangebot Gottes auf den Punkt gebracht. Kein sündiger Mensch kann in der Gegenwart Gottes bestehen. Aber es gibt einen Platz bei ihm, an dem wir seine Nähe überleben. Es gibt einen Felsen, auf den wir uns stellen können. Paulus erklärt viele Jahrhunderte später, was oder vielmehr wer dieser Fels war:

»... und alle dieselbe geistliche Speise aßen und alle denselben geistlichen Trank tranken, denn sie tranken aus einem geistlichen Felsen, der sie begleitete. Der Fels aber war der Christus« (1. Korinther 10,3-4).

Wenn das Staunen
über das Kreuz
Jesu nach und nach
alles durchdringt,
was wir denken
und tun, dann ent-
steht eine neue
Leichtigkeit
in unserem
Glaubensleben.

Wenn das Staunen über das Kreuz Jesu nach und nach alles durchdringt, was wir denken und tun, dann entsteht eine neue Leichtigkeit in unserem Glaubensleben. Wir haben Ressourcen, mit denen wir fromme Verbissenheit, kalten Zynismus und ermüdende Image-Pflege mit einem Lächeln von uns weisen können. Mit denen wir Spuren von Eitelkeit und Rechthaberei aus unserem Denken immer wieder verbannen können. Gott hat es nicht nötig, uns als Rechtsanwälte zu

haben – er kann seine Wahrheit selbst verteidigen. Wir schlafen besser, essen fröhlicher, werden zu genießbareren Menschen. Halten Spannungen aus, ertragen Blamagen mit mehr Gelassenheit, stehen nach Rückschlägen schneller wieder auf, müssen nicht alles wissen und in allen Fragen recht haben. Denn wir definieren uns nicht mehr durch unseren Erfolg und unser Ansehen, sondern allein durch das Kreuz Jesu. Nicht durch das, was wir tun, sondern durch das, was er schon getan hat. Das hat in allen Lebensbereichen befreiende Auswirkungen – vor allem dort, wo Christen sich mit einer großen Schadenfreude zerfleischen und bei ihren gemeindefernen Bekannten anstatt Neugierde auf das Evangelium nur unverständiges Kopfschütteln auslösen. Einige dieser Bereiche wollen wir uns jetzt anschauen.

8. Die Musik macht's! Oder doch nicht?

Lange Zeit habe ich mein geistliches Feuer in Musik, Singen und Lobpreis gesucht.

»Wo gesungen wird, dort lass dich nieder!«, heißt ein alter Spruch, mit dem ich immer wieder versuchte, meine Musikklassen in der Schule zum Singen zu motivieren. Oder auch mit dem Spruch »Blöde Leute haben keine Lieder!«. Nicht-engagiertes Singen fand ich schon als Kind nervig und unnötig. Lieber gar nicht singen als halbherzig vor sich hin trällern. Das traf für »Tschu tschu tschu die Eisenbahn« und »Happy Birthday to You« genauso zu wie für gediegene geistliche Lieder im Gottesdienst und fetzige Klatschlieder in der Sonntagsschule.

In keinem Bereich haben Christen ihr geistliches Feuer durch die Zeitalter hindurch mit größerem Engagement zum Ausdruck gebracht als in der Musik. Kein Wunder: Singen, Loben und Anbeten gehören zu den Kernkompetenzen gottesfürchtiger Gemeinschaften. Mose, König David, die Söhne von Asaf und Korach, Mirjam, Hanna, Maria, Zacharias – sie alle haben angefangen, zu summen, zu pfeifen und zu dichten, als sie von Gefühlen der Dankbarkeit überwältigt wurden oder klagend und heulend die Hilfe Gottes gesucht haben. Paulus hat die Christen in Philippi aufgefordert: *»Und berauscht euch nicht mit Wein, worin Ausschweifung ist, sondern werdet voller Geist, indem ihr zueinander in Psalmen und Lobliedern und geistlichen Liedern redet und dem Herrn mit eurem Herzen singt und spielt!«* (Epheser 5,18-19).

Erweckungsbewegungen lassen sich oft an ihrem Liedgut definieren. Johann Sebastian Bach und Georg Friedrich Händel rühren uns heute noch zu Tränen mit ihren zeitlosen geistlichen

Melodien. Martin Luthers »Ein feste Burg« ist aktueller denn je, dazu noch die Texte der Wesley-Brüder, von Paul Gerhardt, Jochen Klepper, Ira D. Sankey and Dwight L. Moody, Fanny Crosby und auch von modernen Hymnologen wie Keith Getty (»In Christus ist mein ganzer Halt«) – sie alle haben unvergessliche Melodien und bewegende Texte als Nachlass für ein beispielloses Wirken Gottes in ihrem Leben und in ihrer Gesellschaft hinterlassen. Die Neuentdeckung geistlicher Wahrheiten scheint immer wieder von tiefgründigen Texten und Gänsehaut auslösender Musik begleitet zu sein. General William Booth, Gründer der Heilsarmee, hat schon zu seiner Zeit ermahnt, dem Teufel ja nicht die gute Musik zu überlassen. Kein Wunder, dass dies ein umstrittenes Thema ist.

Die Neuentdeckung geistlicher Wahrheiten scheint immer wieder von tiefgründigen Texten und Gänsehaut auslösender Musik begleitet zu sein.

Ein Lobpreisleiter, den wir kannten, hatte seine eigene Erklärung für die entscheidende Rolle, die Musik in der Bibel spielt. Er war überzeugt, dass laut aufgedrehter Lobpreis in Endlosschleife deshalb so wichtig sei, weil Musik einen Bogen um den Verstand macht und direkt ins Herz geht. Er wollte damit die Wichtigkeit seines eigenen Musikdienstes untermauern. Bei so einer Behauptung muss jedem biblisch denkenden Christen ein Schauer über den Rücken laufen. Denn genau das ist das Problem: Musik hat die Gewohnheit, ohne Umwege in die Seele zu gleiten und sich dort einzunisten. Schon als Kind hatte ich meine liebe Mühe mit diesem Phänomen. Melodien – egal welche – brachten mich sofort zum Weinen. Ich war leichte Beute für jeden, der durch Musik unstete Seelen verführen wollte. Jeder balladenähnliche Ohrwurm hat meine Seele ohne Umwege sofort erobert, ungeachtet der musikalischen Qualität oder des Inhalts. Bis heute habe ich schwer damit zu kämpfen, wenn ein geistliches Lied mich tief berührt, der

Text aber gespickt ist mit theologischem Unsinn. Ich musste lernen, dass wahre geistliche Musik den Verstand nicht umgeht, sondern ihn im Gegenteil stärkt. Wahrheit, die gesungen wird, bleibt

im Gedächtnis verankert. Das bezeugen uns die lieben Senioren, die auch bei zunehmender Demenz beliebte Lieder ihrer Kindheit im Gedächtnis gespeichert halten und oft noch viele Strophen auswendig können.

Wahrheit, die
gesungen wird,
bleibt im Gedächtnis
verankert.

Auf der Suche nach biblischem Singen

Früher haben wir die Nase gerümpft, wenn wir von Christen erfuhren, die sich über Musikstile gestritten haben, von Gemeinden, die sich spalteten, weil eine Gitarre auf der Bühne erschienen war ... oder wieder abgeschafft wurde. Vor lauter Bemühungen, Gottesdienste attraktiver machen, wurde die Musik allerdings in manchen modernen Gemeinden nach und nach dermaßen State of the Art und professionell, dass Musikmachen nur »auf Elektrisch«, verkabelt, außerordentlich teuer und von handverlesenen Musikern gespielt und gesungen mit der Hilfe eines Technikers möglich war. Niemand schien zu fragen – auch wir nicht –, ob dieser Trend tatsächlich mehr Besucher in den Gottesdienst zieht. Dem speziellen Stil von Lobpreis wurde eine Bedeutung beigegeben, die in der Bibel schwer zu finden ist. Wahre Anbetung hat nur sekundär mit Instrumenten und musikalischen Formen zu tun.

Harte Worte dafür findet A. W. Tozer in seinem Buch *Gib mir dein Herz zurück*:

»Wir haben in unseren Gemeinden die Anbetung nach außen verlegt. Jesus legt sie in unsere Herzen, und wir haben sie in den Vorführraum verlegt. ... Wenn Sie zu Ihrer Anbetung mehr brauchen

als Ihre Bibel, dann haben Sie den Sieg noch nicht errungen. Niemand sollte behaupten, geistlich in derselben Linie wie die apostolische Gemeinde zu stehen, wenn er für seinen christlichen Glauben noch die Unterstützung einer Menge von Kinderlitzchen nötig hat, für die insgesamt viele Millionen Dollar ausgegeben werden. ... Die Gemeinde der frühchristlichen Zeit bestand aus Anbetern; und wenn Ungläubige in ihre Zusammenkünfte kamen, dann sagten sie: »Wahrhaftig, Gott ist unter euch!«¹⁵

Die Bibel gibt uns wenig Aufschluss darüber, wie genau ein Christ Gott loben sollte. Auf ihren Seiten finden wir alle möglichen musikalischen Varianten, die musikalische Fantasie nur hergeben kann: Nachdenk-Balladen für schwere Zeiten (Psalm 42 und 43), gewaltigen Lärm bei einem rhythmischen Lobpreisfest (Psalm 149 und 150), Rezitative mit historisch-didaktischem Flair (Psalm 78), Wiederholungen, die meine empfindlicheren, anticharismatischen Freunde in empörte Schweißausbrüche treiben würden (Psalm 136). Aber auch Choräle, die Jahrhunderte nach ihrer Entstehung immer noch aktuell sind (Psalm 105; Offenbarung 15,3-4). Die wichtige Frage »neu oder alt?«, die in vielen Gemeinden zu hitzigen Diskussionen führt, scheint in der Bibel nirgendwo Thema zu sein.

Ein selbst erklärter Musikexperte hielt einmal einen Vortrag über die Sinnlosigkeit alter Choräle und deren Inhalte für die heutige

»Wir haben in unseren Gemeinden die Anbetung nach außen verlegt. Jesus legt sie in unsere Herzen, und wir haben sie in den Vorführraum verlegt. ... Wenn Sie zu Ihrer Anbetung mehr brauchen als Ihre Bibel, dann haben Sie den Sieg noch nicht errungen.«

15 Tozer, A.W: *Gib mir dein Herz zurück*, Bielefeld: Christliche Literatur-Verbreitung, 2017, S. 59-60.

Zeit. Die Bibel würde uns doch auffordern, »dem Herrn ein *neues* Lied« zu singen, behauptete er (vgl. z. B. Psalm 98,1). In seiner aufgeklärten Spitzenklasse der geistlichen Schwergewichte gehörten Choräle zu den Relikten vergangener Zeiten, in denen man die Kraftquellen des Heiligen Geistes noch nicht neu entdeckt hätte. In seinem Umfeld wurden ältere Gemeindemitglieder, die an den Chorälen ihrer Kindheit hingen, mit einem mitleidsvollen Kopfschütteln belächelt, das Dezibel-Level im Gottesdienst wurde auf »ohrenbetäubend« hochgedreht und neue Rhythmen abgeschmettert, als ob das Leben davon abhängen würde. Der Heilige Geist könnte erst ab einer bestimmten Dezibelzahl wirken, hieß es.

»Die Säuglinge und Kleinkinder kriegen Kopfhörer, um ihre Ohren vor dem Lärm zu schützen!«, berichtete der Besucher einer hippen Jugendgemeinde einmal empört. Sein Kind hat sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt. »Warum drehen sie die Lautstärke nicht einfach runter?«, fragte sich der Vater verwirrt.

Wie oft erlebte ich bei Jugendgottesdiensten die gequälten Versuche eines Lobpreisteam, schwer singbare moderne Lieder (auf Englisch natürlich) für ein deutsches Publikum zum Besten zu geben, nur um mit der Mode mitzuhalten. »Bitte holt euer altes Kirchengesangbuch oder Gemeindeliederbuch wieder raus und schaltet die Lautsprecher aus!«, stöhnte ich manchmal leise vor mich hin. Oder vielleicht bin ich auch einfach zu alt. Kann es wirklich sein, dass eine moderne Liturgie im »Feiert Jesus«-Stil genauso steif, langweilig und unbiologisch sein kann wie eine Liturgie in Altdeutsch aus dem Mittelalter? Mit dem Unterschied, dass sie um einiges lauter und eintöniger ist und auch noch länger dauert?

»Meine Oma kennt das neue Lied!«

Mitten in diesen Diskussionen machte ich einmal ein Experiment. Ich stellte für meine Fünftklässler im Musikunterricht ein Mix von Liedern zusammen – alte vermischt mit neuen. Damalige Lobpreishits wie »Wer kann mich bedrohn«, »In dir ist mein Leben«, zwischendrin »So nimm denn meine Hände und führe mich« und eine Strophe von »Stern, auf den ich schaue«. Ich beobachtete meine Schüler, während wir die Lieder lernten. Keiner verdrehte die Augen oder klagte über die altertümlichen Texte. Am nächsten Tag rannte die kleine Anna strahlend auf mich zu: »Frau Vollkommer, stellen Sie sich vor! Meine Oma kennt das neue Lied, das Sie uns beigebracht haben!« Sie meinte »Stern, auf den ich schaue«. Den Kindern war die seltsame Zusammensetzung der Texte nicht einmal aufgefallen. Künstliche Grenzen zwischen »alt« und »modern« kannten sie nicht.

Die Suche nach dem ultimativen Worship-Erlebnis hat sich, vor allem in den USA, zu einer Lobpreisindustrie mit Millionenumsätzen entwickelt. Hitparaden »auf fromm«, mit eigenen Superstars, kreischenden Teenies und Frauen, Autogrammstunden und wippenden, klatschenden Massen. In der charismatischen Sturm- und Drang-Zeit der 1980er-Jahre machte sich die Überzeugung breit, dass Lobpreis der vergessene Schlüssel zur gefühlten Gegenwart Gottes sei, wie auch für das Werk der Heiligung im Leben der Gläubigen. Stundenlanges sogenanntes »Singen im Geist«, euphorisches Jubeln, Tanzen und Feiern, einfache Texte zum Überdruß wiederholt, mit steigender Intensität – je länger und trance-ähnlicher, desto geistlicher, das war die Devise. Heiligung im Do-it-yourself-Stil. Einfach schwelgen oder »soaken« in der Gegenwart Gottes – und die mühsame Arbeit der Sündenerkenntnis, Umkehr und Veränderung ekeliger Gewohnheiten kann umgangen werden. Man wird christusähnlich – von ganz allein.

Die Wohlstandsprediger kamen mit ihrer »All-you-need-is-love«-Theologie dazu. Genug Liebe, genug Jesus, genug Lobpreis, dann ist Sünde kein Thema mehr. Ketten fallen weg, Banden der Hölle werden gesprengt, gebrochene Körper und Seelen im Nu aufgerichtet und geheilt. Freiheit in Christus bricht ein, Friede wie ein Strom, Glaube wie Berge, Freude übersprudelnd. Die Salbung bricht das Joch, singt dem Herrn ein neues Lied. Nur: Die »neuen Lieder«, die gesungen wurden, hatten mehr »ich, mich, meiner« in ihren Texten als »Gott, dich, deiner«. Sie versicherten mir, dass ich in Ordnung sei, dass Gott mich über alles

Wenn »Clappy,
clappy, clappy, Gott,
du machst mich
happy« – 50-mal
wiederholt –
»O Haupt voll
Blut und Wun-
den« ersetzt, dann
muss das zu einer
infantilen Ver-
dummung des Lei-
bes Christi führen.

mögen und die ganze Zeit nur an mich denken würde, dass er Berge versetzt, um mich zu segnen. Jesus, mein Kumpel, mein Lover-Boy, der nette Allmächtige, in dessen Arme ich mich einkuscheln kann, bedingungslos angenommen. Wenn »Clappy, clappy, clappy, Gott, du machst mich happy« – 50-mal wiederholt – »O Haupt voll Blut und Wunden« ersetzt, dann muss das zu einer infantilen Verdummung des Leibes Christi führen.

Was gesät wird, wird geerntet. Irgendwann kam die Frucht. Celebrity-Lobpreis-Superstars, die mir nichts, dir nichts ihren Glauben an den Nagel hängten und ihre Tausende von Followern einluden, das Gleiche zu tun.

Die Komponistin eines meiner Lieblings-Anbetungslieder outete sich als lesbisch und widmete sich daraufhin der Aufgabe, alle Befürworter des christlichen Ehemodells als bigott und homophob abzustempeln. Authentisch müsste man sein, die alten Zwänge abwerfen, sich selbst treu sein. *Wie kann man so ein herrliches Lied schreiben und dann in Sünde fallen?*, fragte ich mich verzweifelt.

Plötzlich schien es möglich zu sein: Lobpreisparty mit »Du bist herrlich, du bist heilig, Gott«, danach eine Runde kiffen und ab ins Bett mit der Freundin. Dort, wo Gott »nett« geworden ist und Sünde nicht mehr ernst genommen wird, wird Sünde geduldet, irgendwann sogar gefeiert. Dazu kommt, dass eine gefallene menschliche Seele die Huldigung einer Fangemeinde moralisch und charakterlich nur selten überlebt. Während ich schreibe, kommt schon wieder eine Meldung aus den USA von einem Star-Prediger – dieses Mal nicht aus der charismatischen Bewegung –, der ein Doppelleben geführt hat. Gerade Prediger fallen heute wie die Dominosteine, es gibt eine regelrechte Epidemie von sexuellen Entgleisungen. Zu viele moralisch schwache Männer und Frauen haben riesige Plattformen bekommen und einen frommen Zirkus um ihre Person aufgebaut. Der Feind hat geflüstert: *Gönne es dir, du verdienst es*, und schon liegt die fremde Frau oder der fremde Mann mit im Bett – oder der Privatjet steht auf der privaten Rollbahn und das vierte Millionenanwesen am Strand wird mit den Geldern der Follower gekauft.

Dort, wo Gott
»nett« geworden
ist und Sünde nicht
mehr ernst genom-
men wird, wird
Sünde geduldet,
irgendwann sogar
gefeiert.

Wer bescheidenen Erfolg hat, viele Rückschläge erlitten hat und das Glück hatte, keinen Raketenanstieg in der christliche Promi-Welt erlebt zu haben, kann dankbar sein. Nach den peinlichen Zusammenbrüchen und Blamagen einstiger Heldengemeinden und -werken wie Hillsong, Willow Creek, Ravi Zacharias, IHOP (International House of Prayer) und Daystar werden die Stimmen zumindest in den USA immer lauter, sich lieber eine kleine Gemeinde zu suchen, in der die Leiterschaft um die Schafe bemüht ist und nicht um den eigenen Ruhm. Ein Hoch auf Uncoolness.

»What I've seen over many years of ministry is that those who do well in serving God over the long term are not usually the gifted, they're the committed.«¹⁶

(»Ich habe in vielen Jahren christlichem Dienst beobachtet, dass die, die Gott über lange Zeit hinweg dienen, normalerweise nicht die Begabten sind, sondern die Hingegebenen.«)

Die Verfasser der Studie »Generation Lobpreis« (2018) bieten folgende fragwürdige Erklärung für die übertriebene Betonung moderner Jugendlicher auf die »Emotionalisierung des Glaubens« durch Musik: In vielen Kirchengemeinden, aber auch in Freikirchen, gebe es wenig »Emotionalität und Körperlichkeit«. Der Lobpreis fülle das aus. Lobpreis sei auch deshalb so beliebt, weil der eigene Körper von den Jugendlichen als Resonanzraum empfunden würde, in dem sie Gott erleben. Sie spürten dann sich und Gott.¹⁷

Als ich diese Analyse zum ersten Mal las, konnte ich einiges nachempfinden. Ich dachte an meine eigene Jugendzeit zurück. An Gottesdienste, die schwer auszuhalten waren, trocken und leblos. Ich dachte an meine eigene lange Suche nach Leidenschaft, Freude und geistlichem Feuer. Und jetzt? Der Kreis hatte sich, viele Jahre später, geschlossen. Moderne, emotionsgeladene Lieder, begleitet von feurigen Musikern, hatten wir überall in den Gemeinden in unserem Umfeld. Aber auch das hatte eine Liturgie. Auch das konnte blutleer und zum Gähnen langweilig sein. Ein seelisches Pendel schwingt von einer extremen Richtung in die andere und führt dann doch zum gleichen Ergebnis.

¹⁶ Theologe und Podcaster Mike Winger, USA, Facebook 3. 12. 2023.

¹⁷ <http://tobiasfaix.de/2018/10/generation-lobpreis-ueber-die-emotionalisierung-des-glaubens-erste-ergebnisse-der-empirica-jugendstudie-2018/> (abgerufen am 17.04.2025).

Und die Alten hatten doch recht

Unsere Suche nach Leidenschaft kann auch im Bereich Musik schnell zum Selbstzweck werden. Die Ent-Emotionalisierung eines Gottesdienstes durch überzogene Nüchternheit. Die übertriebene Emotionalisierung eines Gottesdienstes zu einer Bühnenshow, in der es um gute Stimmung, aber nicht mehr um die Gegenwart des Herrn geht. Oder in der eine super Stimmung mit der Gegenwart Gottes verwechselt wird. Dabei geht es um so viel mehr als um eine reine Stilsache.

»Irgendwann kommt ein neuer Trend«, schrieb ich einmal in mein Tagebuch, als gerade in einer befreundeten Gemeinde wegen des Kaufs neuer technischen Geräte für die Musik die Fetzen flogen. »Der Trend »unplugged«. Alles Elektrische weg und zurück zu den guten alten Zeiten, als ein altes Klavier oder eine Gitarre gut genug waren. Die Gänsehaut kam aus dem gemeinsamen Singen. Aus dankbaren Herzen, die den Herrn mit ganzer Kraft liebten. A cappella, wenn nötig. Und falls wir jemals verfolgt werden und unsere Gemeindesäle uns weggenommen werden, dann werden wir froh sein, dass wir in der Lage sind, zu jeder Zeit, in allen Umständen, Gott loben zu können. Die Professionalisierung unserer Gottesdienste hat den normalen Gottesdienstbesuchern ihre Stimme genommen. Es wird gelobt – aber so laut und dröhnend, dass das gemeinsame Singen (falls es so etwas überhaupt gibt) keine Rolle mehr spielt. Lobpreis ist das Monopol der Experten geworden. Früher hatten Durchschnitts- und Nachwuchsmusiker eine Chance, mitzuwirken. Techniker mussten nicht erst bestellt werden, bevor öffentlich musiziert wurde. Diese Spontanität ist verschwunden. Und noch etwas:

Die Professionalisierung unserer Gottesdienste hat den normalen Gottesdienstbesuchern ihre Stimme genommen.

Gemeindebesucher können keine Noten mehr lesen. Wie konnten wir jemals nur denken, das Anschaffen eines Beamers mit Liedfolien sei ein Zeichen des Fortschritts? Früher gab es musikalische Bildung gratis – im Gottesdienst. Man verfolgte Texte und gleichzeitig die Melodien dazu und lernte Notenlesen, wie man auch eine Sprache lernt. Man sang vierstimmig, ohne eine einzige Singstunde besucht zu haben. Man lernte lange Texte auswendig.«

Eigentlich sollte das Ganze kein Problem sein. Lobpreis ist per Definition ein Akt der selbstlosen Hingabe. Lieder und Instrumente sind lediglich Mittel dazu. Sobald sie von dieser Hingabe an Gott ablenken, haben sie ihr Ziel verfehlt und sind zur Selbstdarstellung geworden. Ein Gottesdienst ist dazu da, Menschen zu bewegen, und nicht, sie zu beeindrucken. Nichts im Reich Gottes hat damit zu tun, wie ich »es gefunden habe«, sondern wie Gott es gefunden hat. Wie Gott mich erlebt hat, nicht wie ich den Gottesdienst erlebt habe. Als Abraham auf den Berg ging, »um anzubeten« (vgl. 1. Mose 22,5), waren seine einzigen »Instrumente« ein Messer, Brennholz und sein Sohn, die Liebe seines Lebens, die er dem Herrn zurückgeben sollte. Als Hiob auf sein Gesicht fiel und »anbetete« (vgl. Hiob 1,20), hatte er als Ausrüstung nur sein gebrochenes Herz, seine Einsamkeit und den sandigen Boden, auf den er seine Tränen ausschüttete.

Im Idealfall sind die Teilnehmer eines Gottesdienstes am Ende so beschäftigt mit dem, was sie von Jesus gehört haben, dass es ihnen nicht auffällt, wer am Klavier saß und welche Lieder gesungen wurden. Und ganz ehrlich: Das Lied »Zehntausend Gründe« wird nicht dadurch geistlicher, dass es modern ist und von Schlagzeug, Nebelmaschine und Discobeleuchtung begleitet wird. Wenn es nur gefühllos heruntergeleiert wird oder die Begleitung so laut ist, dass keiner mitsingen will, ist es genauso zum Gähnen, wie wenn »Gott ist gegenwärtig« gefühllos heruntergeleiert wird. Die Frage »alt oder neu?« ist ohne Bedeutung. »Ein feste Burg«,

»Befiehl du deine Wege« und viele andere zeitlose Texte vergangener Zeiten wurden damals bestimmt nicht ohne Tränen in den Augen komponiert, nicht ohne Ergriffenheit im Herzen gesungen.

Das Problem mancher moderner Gemeinden bringt Amy Julia Becker am Beispiel von Hillsong auf den Punkt:

»Das Problem von Hillsong entsteht mit ihrem Ziel, eine ganz besondere Gemeinde sein zu wollen, von außerordentlichen Rhetorikern und außerordentlichen Musikern geleitet, die ein außerordentliches Erlebnis bieten wollen. Aber die Kirche ist ein Ort, an dem wir nicht unterhalten werden müssen. Wir müssen nicht beeindruckt werden. Wir brauchen wieder normale Gemeinden mit normalen Mitgliedern, die normale Arbeit leisten zusammen mit einem außerordentlich liebenden Gott. ... Unsere Gesellschaft wimmelt von Orten, an denen wir beeindruckt und unterhalten werden können. Die Gemeinde gehört nicht dazu. ... Die Kraft des Evangeliums wird dort offenbar, wo gebrochene Menschen sich an normalen Orten versammeln, um teilzunehmen an Gottes bleibendem, außerordentlichem Liebeswerk in dieser Welt.«¹⁸

Anbetung kann ganz einfach definiert werden, hieß es einmal in einer Predigt, die mich stark herausforderte. Ich folge der Spur meiner Gedanken, meiner Träume, meiner Sehnsüchte,

18 »The problem of Hillsong arises with the desire to be an extraordinary church led by extraordinary communicators and extraordinary musicians creating an extraordinary experience. When it comes to church, we don't need to be entertained. We don't need to be wowed. We need ordinary churches with ordinary people doing ordinary work in communion with an extraordinarily loving God. ... There are plenty of places to be impressed and entertained. Church does not need to be one of them. ... The power of the gospel is made manifest when broken people gather together in ordinary spaces to participate in God's ongoing, extraordinary work of love in this world.« Aus: Amy Julia Becker: *Opinion: Hillsong Was Extraordinary. That's The Problem*, <https://julieroys.com/opinion-hillsong-was-extraordinary-thats-the-problem/> (abgerufen am 17.04.2025; Übersetzung durch die Autorin).

meines Zeit- und Geldeinsatzes. Und am Ende dieser Spur steht ein Thron. Der oder das, was auf diesem Thron sitzt, ist der Gott, den ich anbe. Der oder das, wofür ich meine Lebensenergie investiere, das ist mein Gott.

9. Überrascht von Gottes Gegenwart

Drei Ereignisse bleiben mir in Erinnerung. Drei Erlebnisse, von denen ich zuversichtlich behaupten kann, dass ich eine tiefe, unvergessliche himmlische Freude erlebt habe. Oder vielmehr eine Ergriffenheit, die viel mehr als Freude war.

Einmal war es bei einer Massenveranstaltung in Nigeria, zu der unser Vater seine drei Töchter mitgenommen hatte, um den Bischof und Evangelisten Festo Kivengere, als »Billy Graham« von Uganda bekannt, zu hören. Unvergesslich bleibt bis heute die Aufforderung des leidgeprüften Predigers – er war dem grausamen Christenverfolger Idi Amin entkommen – an seine Zuhörer, bereit zu sein, wenn nötig, für ihren Glauben das Leben zu lassen. Lieber sterben als Jesus verleugnen. Unvergesslich auch der donnernde Rausch Tausender singender Afrikaner, die den Choral von Charles Wesley »And can it be« aus voller Kehle schmetterten. »My chains fell off, my heart was free, I rose, went forth and followed thee!« (»Meine Ketten fielen ab, mein Herz war frei, ich erhob mich, marschierte los und folgte dir!«)

Nun, ich war – und bin bis heute – eindeutig die Heulsuse in unserem Schwestergespann. Diejenige, die nie eine Gelegenheit auslässt, etwas Tiefes zu empfinden, davon zu erzählen und die immer will, dass andere dasselbe empfinden. Die Romantikerin, Poetin und Drama-Queen vom Fach. In so einem Fall ist es hilfreich, mit einer Schwester gesegnet zu sein, die genau das Gegenteil ist. Meine Schwester Tanya ist die nüchterne, sachliche Naturwissenschaftlerin, die später Ärztin wurde, immer wusste, was man in einer Krise zu tun hat, kaum heulte und nie aus der Ruhe zu bringen war. Wenn ich von Emotionen – gleich welcher

Art – überwältigt war, schielte ich immer zu Tanya hinüber. Wenn auch sie überwältigt war, dann war es echt. Wenn nicht, dann lag es nur an mir. Bei der Veranstaltung von Bischof Kivengere holte auch sie ihr Taschentuch aus der Rocktasche. So wusste ich: Meine Ergriffenheit war echt. Gott war aufgetaucht und wirkte in unserer Mitte.

Bei einem Teenager-Zeltlager des Bibellesebunds in Wales und in einer Umgebung, die unterschiedlicher zu Afrika nicht hätte sein können, erlebte ich etwas Ähnliches. Am letzten Abend, nach einer Woche voll mit Bibelarbeiten, Gebetsstunden, Liedern und Wanderungen, wurden wir zu einem Leben der Hingabe an Jesus Christus aufgefordert. Wer das wollte, durfte vorne im großen Versammlungszelt für sich beten lassen. Wir marschierten fast alle nach vorne, als sichtbares Zeichen, dass wir unseren Beschluss fest machen wollten, auch die pubertären Hormone kein Hindernis sein zu lassen, dem Herrn Jesus mit ungeteiltem Herzen zu dienen. Der alte John-Newton-Klassiker »Amazing Grace« wurde angestimmt. A cappella. Und wir sangen und sangen.

»When we've been there ten thousand years, bright shining as the sun, we've no less days to sing God's praise than when we'd first begun.«

(»Wenn wir zehntausend Jahre dort gewesen, hell scheinend wie die Sonne, haben wir keinen Tag weniger Gottes Lob zu singen, als da wir angefangen haben.«)

Die Versammlung wollte kein Ende nehmen. Wir sanken auf die Knie ins feuchte Gras des Versammlungszeltes, beteten, sangen, weinten. Wieder schielte ich in Tanyas Richtung. Auch sie kniete und betete, mit einem Taschentuch in der Hand. Also war es echt, und ich konnte weiterheulen und Jesus für seine Liebe danken. Die Ergriffenheit war nicht nur subjektiv.

Beim dritten Mal hatte ich keine Tanya mehr bei mir als Messinstrument, um zu prüfen, ob es so etwas wie ein objektives Wirken Gottes gibt, das dem wissenschaftlichen Nüchternheitstest standhält, oder ob die Tränen der Freude bloß Streiche sind, die eine übersensible Seele einem spielt. Ich war Studentin an der Universität von Cambridge und es war die letzte Versammlung einer christlichen Studentenfreizeit. Hier brauchte ich keine Tanya als Kontrollinstanz für die Ausgüsse meiner tief bewegten Seele. Ich war umgeben von fleischgewordener Nüchternheit. Top-IQs aus dem ganzen Vereinigten Königreich, fromm noch dazu. Zukünftige Politiker, Wissenschaftler, Diplomaten, Erfinder, Professoren, Missionare. Die Luft war gefüllt mit dem geballten Genie-Potenzial zukünftiger Weltveränderer. Der Großteil davon Männer. Wir hatten Bibelarbeiten, das Beste vom Besten, auch nüchtern. Nur die erste Liga der bekanntesten Prediger kam nach Cambridge. Wir hörten die üblichen Warnungen davor, zu schwärmerisch und emotional im Ausdruck unseres Glaubens zu sein. Alle hatten fleißig genickt und mitgeschrieben, ganze Notizblöcke voll. Nun sollten wir das Programm mit einem Abendmahl abrunden. Und dann geschah es. Der Chorus »Du bist Herr, du bist auferstanden und du bist Herr« wurde von irgendwoher angestimmt. Spontan und a cappella. Eine tiefe Ehrfurcht füllte den Raum. Ein junger Mann erhob sich, danach immer mehr, bis die ganze Versammlung aufgestanden war. Ohne Aufforderung. Keine Choreografie. Normalerweise blieb man in solchen Kreisen beim Singen brav sitzen. Hier und da wurden alles andere als charismatische Hände erhoben, Taschentücher unauffällig aus Hosentaschen gezogen. Und dann Stille. Minutenlang. Eine gefüllte, bewegte Stille.

Diese drei Events, unterschiedlich wie sie waren, hatten einiges gemeinsam. Keines von ihnen wurde als geistliches *Erlebnis* beworben oder vermarktet. Es gab nicht einmal einen Flyer. Keines

wurde von gefühlvollen Charismatikern organisiert. Im Gegenteil. Die Veranstalter waren solide, traditionelle Evangelikale. Bei allen dreien gab es keine Instrumente. Das wichtigste Element, das sie gemeinsam hatten, war der Lebensstil und das Vorbild der Men-

Es ging um eine bedingungslose Hingabe an Jesus. Um seine bedingungslose Hingabe an uns am Kreuz von Golgatha. Eine offene Bibel stand im Mittelpunkt.

schen, die sie leiteten, und die Message, die diese weitergaben. Es ging um eine bedingungslose Hingabe an Jesus. Um seine bedingungslose Hingabe an uns am Kreuz von Golgatha. Eine offene Bibel stand im Mittelpunkt.

Immer wieder dachte ich an diese unvergesslichen Momente der gefühlten Gegenwart Gottes, als in späteren Jahren reihenweise Menschen unsere Gemeinde aufsuchten und als Erstes fragten: »Was kann ich bei euch erleben?« Und wieder gingen, weil sie »was erleben wollten« und die Gemeinde dieses »etwas erleben« ihnen nicht bieten konnte.

Erlebnisse mit Gott gibt es, lebensverändernde, dramatische Erlebnisse. Die Bibel ist voll davon. Mit Glückshormonen haben allerdings die wenigsten zu tun. Eher mit panischer Angst, sogar Lebensgefahr, auf jeden Fall mit einer tiefen Ehrfurcht, aber auch immer wieder mit überwältigender Freude, Dankbarkeit und Erleichterung. Man kommt anders aus ihnen heraus, als man hineingegangen ist. Unterhaltung sind sie nicht. Man soll vorsichtig sein, sie herbeiwünschen zu wollen. Als Selbstzweck gesucht sind sie hochgradig gefährlich. Denn sie sind lediglich die Nebenwirkungen eines viel größeren Zwecks. Nicht »Was hast du mit Gott erlebt?« ist die entscheidende Frage, sondern »Was hat Gott mit dir erlebt?«. Nicht, ob ich irgendwelche gefühlte Leidenschaft für ihn in mir wecken kann, sondern meine Reaktion auf seine Leidenschaft für mich, für diese verlorene Welt. Unser Licht

kann, darf nur ein reflektiertes Licht sein. Wie das Licht des Mondes können wir es nicht aus uns selbst hervorbringen.

Reflektiere Herrlichkeit – the real thing

Kein Gleichnis schildert diese entscheidende Lebenshaltung mehr als eine Geschichte, die der alttestamentliche Prophet Hesekiel einmal erzählte. Gottes Volk wird mit einem neugeborenen Kind verglichen, das ausgestoßen und in der Wüste gelassen wird, um zu sterben. Gott selbst ging *»an dir vorüber und sah dich in deinem Blut zappeln; und zu dir in deinem Blut sprach ich: Bleibe leben!«* (Hesekiel 16,6). Die Fortsetzung ist dramatisch. Das Kind wächst heran zu einer umwerfenden Schönheit. Gott nimmt das Mädchen zu sich und *»breitete meinen Gewandzipfel über dich aus und bedeckte deine Blöße ... und du wurdest mein«* (V. 8). Die junge Frau wird gekleidet mit den feinsten Umhängen, mit teuren Armbändern und Halsketten geschmückt (vgl. V. 10-13). *»Und du warst sehr, sehr schön und warst des Königtums würdig«* (V. 13). Sie zieht bewundernde Blicke auf sich überall, wohin sie geht, wird als *»Miss Israel und Miss Universe«* weit und breit berühmt, *»denn sie war vollkommen durch meinen Glanz, den ich auf dich gelegt hatte, spricht der Herr, HERR«* (V. 14).

Aber dann ging sie solo. Koppelte sich von der Quelle ihres Glücks und ihrer Schönheit ab. *»... du vertrautest auf deine Schönheit, und du hurtest auf deinen Ruf hin und gossest deine Hurereien aus über jeden, der vorbeikam«* (V. 15). Mit anderen Worten: Sie machte sich billig, nahm das, was sie allein durch Gottes Gnade an natürlichen Vorzügen und Talenten bekommen hatte, und missbrauchte diese, um Aufmerksamkeit auf sich selbst zu ziehen. Aber das ist erst der Anfang. Es folgt die Anatomie eines Niedergangs, wie wir sie auch im Buch Richter lesen, wie wir sie bei jedem Niedergang des

Volkes Gottes bis zum heutigen Tag erleben. Man gibt Gott nicht mehr die Ehre, man verselbstständigt sich, bricht mit ihm, lässt die Bibel im Regal verstauben und bastelt sich seine eigene Frömmigkeit. Das Ergebnis ist immer dasselbe: Die nachfolgenden Generationen sind die Leidtragenden. Interessant, wie ein Abdriften von den Wegen Gottes immer in irgendeine Form von sexuellen Entgleisungen mündet, gepaart mit dem Opfer unschuldiger Kinder. Heute verkleidet sich der altbekannte Kindertöter »Moloch« als Arzt, der nur die Rechte der Frau schützen will. Oder als Gender-Ideologe, der Körperteile von Kindern im Namen der Identitätsfindung absägen will. Nie dürfen wir uns betrügen, dass es diese alten heidnischen Götter, in deren Fänge die Israeliten damals immer wieder geraten sind, heute nicht mehr gäbe.

»War es zu wenig mit deiner Hurerei, dass du meine Söhne schlachtetest und sie hingabst, indem du sie für sie durch das Feuer gehen ließest?« (Hesekiel 16,20-21).

Gott nimmt kein Blatt vor den Mund in seiner Ermahnung an seine verirrte Tochter: *»Du dachtest nicht an die Tage deiner Jugend«* (vgl. V. 22). *»Und du machtest deine Schönheit zu einem Gräuel«* (V. 25).

Die Warnung ist nicht zu überhören.

Wehe uns, wenn
wir versuchen,
die Herrlichkeit
Gottes zu besitzen,
zu entwenden,
um uns selbst groß
zu machen ...!

Wehe uns, wenn wir versuchen, die Herrlichkeit Gottes zu besitzen, zu entwenden, um uns selbst groß zu machen – wie Simon der Zauberer während des geistlichen Aufbruchs in Samaria (vgl. Apostelgeschichte 8,18-20)! Oder wenn wir »Hütten um die Herrlichkeit« bauen wollen, um sie festzuhalten, so wie Petrus auf dem Berg der Verklärung (vgl. Matthäus 17,4). Der Geist weht, wo er will

(vgl. Johannes 3,8). Aber je länger, gründlicher und nachhaltiger wir uns mit Gott, seinem Wort und seinem Heilsplan befassen – mit dem Blick auf ihn, nicht mehr auf uns selbst gerichtet –, desto tiefer wird unsere Ergriffenheit sein. Wer ihn sucht, wird ihn finden (vgl. Matthäus 7,7-8; Jeremia 29,13-14). Die Zeichen werden denen folgen, die glauben (vgl. Markus 16,17). Das ist die Leidenschaft eines Bartimäus (vgl. Markus 10,46-52), der sich nicht davon abhalten lässt, nach Hilfe zu schreien – ohne Rücksicht darauf, wie unangemessen die Menschenmenge und die Jünger Jesu sein Verhalten finden. Oder die Tränen der Frau mit dem Alabasterfläschchen (vgl. Lukas 7,37-50), die sich mitten in einer vornehmen Männerrunde Jesus zu Füßen wirft und mit ihrem Akt der Anbetung einen Skandal auslöst. Oder König David, der so überwältigt ist von der Rückkehr der Bundeslade und dem damit sichtbaren Segen Gottes, dass er ausgelassen feiert und tanzt (vgl. 2. Samuel 6). Offensichtlich *darf* es auch mal emotional, dramatisch und ungeordnet zugehen, wenn Gott auftaucht. Diese drei Vorfälle haben etwas gemeinsam: An keiner Stelle wird der Protagonist, der seine Gefühle – zur Empörung der religiösen Schauspieligen – ausschüttet, von Gott dafür gerügt. Gerügt werden diejenigen, die versuchen, sie zu bremsen. Wenn das Schwarmgeister sind – dann her damit! Von dieser Sorte möchte ich mehr. Ordentliche Verhältnisse in meinem Leben, in meiner Gemeinde – das will ich unbedingt! Aber niemals darf es die Ruhe und die Ordnung eines Friedhofs sein!

Ermahnung eines frisch Bekehrten

Vor nicht sehr langer Zeit kam ein britischer Hollywood-Held zum Glauben. Jeder in Großbritannien kennt ihn. Er heißt Russell Brand. Er stammt aus einfachen Verhältnissen und erlebte einen raketenartigen Aufstieg in der Unterhaltungsszene, weil er lustig

und schlagfertig war, als Komiker ein Naturtalent. Anständige Eltern haben ihre Jugendlichen allerdings vor ihm gewarnt, denn seine Spezialität waren Sexwitze und seine Hauptbeschäftigung war es, so viele Frauen wie nur möglich ins Bett zu ziehen und danach schmutzige Anekdoten darüber zu erzählen. Für Hollywood war er eine Traumbesetzung der Unterhaltungsszene. Er genoss seinen Millionärsstatus in vollen Zügen, auch die Begleitererscheinungen der Welt der Reichen und Schönen wie Drogen und wilde Partys bis zum Abwinken. In der Covid-Zeit wurde er Christ und ließ sich taufen. Skeptiker fragten sich, ob es echt sein kann, wenn sich jemand aus der Prominenz zum christlichen Glauben bekennt. Ob es da eine versteckte Agenda gibt? Bei Russell Brand offensichtlich nicht. Denn in den dekadenten Kreisen, in denen er bis dahin verkehrt hatte, brach die Hölle gegen ihn los. Man versuchte, ihn zum Schweigen zu bringen, seine Geldhähne zuzudrehen, öffentliche Auftritte zu verhindern. Erste Zeichen dafür, dass seine Hinwendung zu Gott echt war. Ich hörte mir neulich sein Zeugnis an und staunte nicht schlecht. Witzig, redegewandt und schlagfertig ist er wie eh und je. Aber mit einer ganz anderen Botschaft. Jesus ist so anders als menschliche Helden und Superstars dieser Welt, schwärmte er. Prominenz mit einem Unterschied. Der Einzige, der ein authentisches Recht hat, zu herrschen, demütigt sich stattdessen. Vergibt denen, die ihm Schaden zufügen wollen.

Am Ende des Interviews wird Brand gefragt, was er von der Kirche hält. »Hmmm«, ist seine erste Reaktion, er wolle nicht respektlos sein. Er würde sich nur fragen, ob die Christen absichtlich so welterschütternde Ereignisse wie das Auftauchen Gottes auf dieser Erde so langweilig darstellen. Da gehöre viel Anstrengung dazu.

Gott taucht auf der Erde auf – der Gott, der die Welt und das Universum mit Beweisen seiner Größe gefüllt hat – und wird Mensch.

Etwas Sensationelleres gab es nie in der Weltgeschichte! Und wir zucken mit den Achseln. Nicht nur, dass dieser Gott sich blutig und gequält auf einem Holzpfehl aufspießen lässt, wo wir selbst hingehört hätten. Nein, er steht wieder vom Tod auf und bietet uns ewiges Leben und die Auferstehung aus den Toten an. Wie kann diese Message jemals langweilig sein? Ob die Christen sich absichtlich bemühen, so ein einmaliges, außergewöhnliches Weltgeschehen halbherzig oder gar nicht zu bezeugen? Das fragt sich der ehemalige Frauenjäger und Trunkenbold. Und dasselbe habe ich mich damals auch wieder gefragt – und mich geschämt, diese Worte aus dem Mund eines frisch bekehrten, bekennenden »Obersünders« zu hören.

10. Wenn das Feuer erlischt – die Krise der geistlichen Elite

Meine Favoritin unter den vielen Missionaren, die während meiner Kindheit in Afrika bei uns ein und aus gingen, war Tante Rosalie – die, die mit uns Fangen und Verstecken spielte. Nach ihrem Tod durfte ich ihre Bibel haben. Was würde ich alles dafür geben, ihre Stimme einmal wieder hören zu dürfen! Ein bisschen Stimme hat sie in ihrer Bibel hinterlassen, vor allem in den Notizen, in sauberer Druckschrift, alles in Rot – neben den Bibeltexten, die ihr besonders viel bedeutet haben. Eine Stelle öffnet sich immer von allein in dem kleinen Buch – hier hat sie wohl oft gelesen. Diese Stelle ist dick unterstrichen:

»Denn seht, eure Berufung, Brüder, dass es nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Edle sind; sondern das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, damit er die Weisen zuschanden macht; und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, damit er das Starke zuschanden macht. Und das Unedle der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt, das, was nicht ist, damit er das, was ist, zunichtemache, dass sich vor Gott kein Fleisch rühmen kann« (1. Korinther 1,26-29).

Neben diesen Worten des Paulus hat Tante Rosalie geschrieben: »God's five-ranked army of fools« – »Gottes fünf Abteilungen der ›Niemande‹«. Sie hat diese am Rand sauber aufgelistet: die Törichten, die Schwachen, die Unedlen, die Verachteten, die, die »nicht sind«.

Dass du erst mal ein »Niemand« sein musst oder dich zu einem »Niemand« gemacht haben musst, um dich für die Arbeit im Reich

Gottes zu qualifizieren, ist vermutlich die eine biblische Wahrheit, die für unser modernes Denken am schwersten zu begreifen ist. So sehr definieren wir uns über unsere Leistungen, dass wir nicht wahrhaben wollen, dass Gott es mit dieser Auflistung ernst meint. Wirklich ernst.

Je mehr Ansehen, Bildung, Geld, Talent und Erfolg wir in dieser Welt haben, desto schwerer haben wir es im Reich Gottes. Dort gibt es nur eine Bedingung, um von Gott gebraucht zu werden: Mein »Ich« muss tot sein. Geschlachtet, begraben und entsorgt. Jeden Tag neu. Je aufgeblähter und selbstüberzeugter dieses »Ich« ist, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass es irgendwann verkalkt und enttäuscht in der hintersten Reihe hockt und der Gemeinde die Schuld dafür gibt, dass kein Ehrenplatz in der ersten Reihe mehr frei war und die eigenen Kinder alle nichts vom Herrn wissen wollen.

Gott hatte eine Menge hochbegabter Charaktere in seinen Teams. Aber *eines* hatten sie alle gemeinsam: Sie mussten zuerst gebrochen werden, bevor sie gebraucht werden konnten. Alle. Biblische Protagonisten können in zwei Kategorien eingeteilt werden. Es gab die, die gut anfangen – nach außen hin zumindest –, aber irgendwann am eigenen Erfolg gescheitert sind. Weil sie doch selbst Gott sein wollten. Oben auf der Liste stehen Kain, Lot, Esau, die Könige Saul, Absalom und Ahab & Co., der ältere Sohn in Lukas 15, Judas Iskariot. Tragische Gestalten, die wir auch heute immer wieder in unseren Gemeinden vorfinden. Talentierte, hervorragende Rhetoriker, Top-Bibelkenner – aber ambitioniert, verbittert, zynisch. Im Auftrag der eigenen Förderung unterwegs, nicht im Auftrag

Je mehr Ansehen,
Bildung, Geld,
Talent und Erfolg
wir in dieser
Welt haben, desto
schwerer haben
wir es im Reich
Gottes.
Dort gibt es nur
eine Bedingung,
um von Gott
gebraucht zu
werden: Mein »Ich«
muss tot sein.

Gottes. Sie wollen das Mikrofon in der Hand halten, nicht das Geschirrtuch. Sie wollen ihre Erkenntnisse von der Kanzel zu den Massen kommunizieren, aber gleichzeitig sind sie sich zu schade für die Mühe der kleinen Begegnungen.

Dann gibt es die andere Sorte, die Gegendarsteller. Abel mit seinem Gott wohlgefälligen Opfer – das ihn das Leben gekostet hat. Abraham am Berg Morija mit einem Messer in der Hand und seinen gesamten Lebensträumen auf dem Altar. David nach seinem Ehebruch, flehend vor Gott um sein Leben. Elia gescheitert und gebrochen in der Wüste. Der jüngere Sohn in Lukas 15, inbrünstig hoffend, dass der Vater ihn ins Haus zurücklässt. Petrus, heulend in einer einsamen Ecke vor Frust und Trauer, kurz danach aufblühend in der Erkenntnis, dass die Schafe nicht da sind, um angepredigt, belehrt und von seinen hervorragenden Bibelauslegungen beeindruckt zu werden, sondern um ernährt und geliebt zu werden. Dass es darum geht, sie, die Schafe, in den Mittelpunkt zu stellen – und nicht sich selbst.

»Warum mein Glaube eine theologische Weiterbildung benötigt« – mit diesem Schlagwort machte eine theologische Bildungsstätte für freie Plätze im bevorstehenden neuen Semester Werbung. Der Verantwortliche für Marketing beendete seinen Werbespot mit den Worten: »Ich bin wirklich stolz und dankbar, in der Zukunft der theologischen Bildung unterwegs sein zu dürfen.« Wie ein guter Marketingexperte vermittelte er das Gefühl, dass einem eindeutig etwas fehlen würde, wenn man sich nicht sofort für seine Bibelschule bewirbt. Er suggerierte: Nur Experten sollen das Wort Gottes auslegen. Ohne Frage: Gute, auf der Bibel gegründete Theologie gehört zum Handwerk jedes Mitarbeiters im Reich Gottes. Hebräisch und Griechisch zu verstehen, hat Vorteile. Der Bruder hat es gut gemeint.

Umso interessanter ist es jedoch, dass Jesus keinen einzigen theologischen Experten in seiner ersten Zwölfer-Mannschaft hatte. Als er sich an die Arbeit machte, um sein Team zusammenzustellen, suchte er keine Rabbinerschule auf. Die ersten Nachfolger Jesu kannten nicht den ehrwürdigen Duft akademischer Hörsäle. Sie liefen nicht sauber rasiert und im Anzug mit wichtig aussehenden Akten unter dem Arm durch die Gegend. Ihre Welt war der Gestank einer Fischerei. Duft von Seilen, Schleim und Fischgräten, knarrende Bretter im Boot, unbeständige Witterung, schmerzhaftes Schürfwunden an den Händen vom Ziehen der Netze. Durchwachte Nächte, knochenharte Arbeit. Ehefrauen, die versuchen, zu Hause über die Runden zu kommen, während ihre Männer Tag und Nacht schwerste körperliche Arbeit leisten, um Brot auf den Tisch zu bringen. Wenn ich an diese Männer denke, ist das Wort »Theologie« ganz gewiss nicht das erste Wort, das mir einfällt.

Die ersten Nachfolger Jesu kannten nicht den ehrwürdigen Duft akademischer Hörsäle.

Die Fäulnis in den Hörsälen

Die Krise im Leib Christi heute ist die gleiche Krise wie in jedem anderen Zeitalter, in dem Kirche und Gesellschaft zusammengebrochen sind. Es ist eine Krise der Elite, nicht der Handwerker und Landwirte. Die abwegige Idee, dass ein Mann eine Frau sein könnte und umgekehrt, wurde nicht in einem Kuhstall oder einem Hofladen geboren. Der gruselige Gedanke, dass der Mord an Kindern im Mutterleib irgendetwas mit gesellschaftlichen Reformen, Aufklärung, Frauenrechten und Freiheit zu tun hat, kam nicht aus einer Schreinerei oder Handwerksschule. Sondern aus den Hörsälen der Top-Universitäten, aus politischen Arbeitskreisen. Genauso in der kirchlichen Welt. Dass die Auferstehung Jesu rein

symbolisch zu verstehen und nicht in historischen Fakten gegründet sei, war nicht die Idee von irgendeiner bescheidenen Oma in ihrer Wohnstube, sondern kommt aus den theologischen Bildungsstätten. Wie auch jedes andere sogenannte »progressive« Gedankengut, das in Wahrheit nicht progressiv, sondern regressiv ist. Der Spruch »hat Gott wirklich gesagt ...?« ist so alt wie die Bibel selbst, erscheint nur in verschiedenen Aufmachungen, passt sich dem jeweiligen Zeitgeist an, um nicht als Irrtum aufzufallen. Eine tief sitzende Ehrerbietung vor dem Dokortitel, dem Talar, dem studierten Kopf ist tödliches Gift für die Gemeinde Jesu Christi, wenn sie über unserer Ehrerbietung für das Wort Gottes steht.

Hin und wieder nimmt mich eine Besucherin auf einer Frauenveranstaltung zur Seite, blickt behutsam um sich, bevor sie im Flüsterton erzählt, wie sehr sie darunter leidet, dass das Wort Gottes in ihrer Gemeinde nicht mehr klar verkündigt wird. Dass nichts mehr über Sünde und Umkehr gesagt wird, dass die Bibel in den Predigten keine Rolle mehr spielt oder dass sie – noch schlimmer – sogar infrage gestellt wird, dass die Gemeinde mit Motivationsreden über Lifestyle und Alltagsbewältigung abgespeist wird, anstatt von einer vollmächtigen Wortverkündigung erbaut zu werden. »Ich bin seit dreißig Jahren in dieser Gemeinde, habe alles hier investiert«, sagte mir eine Frau einmal unter Tränen. »Aber wenn ich etwas sage oder anmahne, werde ich als engstirnig und bigott abgestempelt und finde kein offenes Ohr.« *Lieber Herr, diese Pfarrer und Gemeindeleiter sollten doch froh sein, Mitglieder zu haben, die das Wort Gottes so lieb haben*, denke ich oft, wenn ich die Trauerklänge einer sterbenden Gemeinde höre. Wie furchtbar, wenn nicht der Teufel und seine Horden die Täter sind, sondern die Leiter dieser Gemeinde – diejenigen, deren Aufgabe es wäre, Gottes Herde zu hüten, auf grüne Weiden zu führen und vor Irrlehre zu schützen!

»Sie müssen sehr viel studiert haben, um so dumm zu sein«, sagte neulich ein Oxford-Dozent scherzhaft zu einem anderen in einer hitzigen Debatte darüber, ob Sportler, die als Männer auf die Welt kamen, als Frau an Wettbewerben teilnehmen dürfen. »Wie wäre es mit einer Rückkehr zu einer alten Tugend, die wir früher ›gesunder Menschenverstand‹ genannt haben?«, fügte er hinzu.

»Sie müssen sehr viel studiert haben, um so dumm zu sein« ... »Wie wäre es mit einer Rückkehr zu einer alten Tugend, die wir früher ›gesunder Menschenverstand‹ genannt haben?«

Warum sind gerade die »Gescheiten« oft so dumm? Vermutlich deshalb, weil Selbstüberzeugtheit zu Gottes Art des Wirkens in direktem Widerspruch steht. Wenn Gott das Haus nicht baut, arbeiten die Handwerker umsonst (vgl. Psalm 127,1). Der erste Schritt zur geistlichen Wirksamkeit ist, Gott das Drehbuch zu übergeben und es in seinen Händen zu lassen, ein Leben lang. Jede Spur von versteckter Eitelkeit aus dem Denken zu verscheuchen. Kurzen Prozess mit der kleinen Stimme im Kopf zu machen, die sich immer wieder Gehör verschaffen will: »Hast du gut gemacht, oder? Bist hier der Fachmann. Du bist ja echt ein toller Typ! Gott kann sich glücklich erachten, dich als Mitarbeiter zu haben, mit deiner Reife, deiner Erfahrung, deinen vielen Talenten. Immerhin hast du ja studiert, hast einen Dokortitel vor deinem Namen. Schau mal, wie toll die Leute dich finden ... Schade, dass nicht mehr Leute in der Gemeinde deine überragenden geistlichen Eigenschaften zu schätzen wissen ... Eigentlich solltest *du* da vorne stehen, nicht *der* ...«

Je älter und reifer wir als Christen werden, desto größer die Gefahr der geistlichen Verkalkung durch Stolz und Selbstgefälligkeit. Gottes Gegenmittel: ein Leben im Dienst. Nie auf den Gedanken kommen, dass irgendetwas unter unserer Würde ist. Und wenn es mein Dienst ist, bis zu meinem Lebensende die Toiletten

zu putzen und den Boden in der Küche zu wischen, dann sei's drum! Ich tue es zur Ehre Gottes, in seinem Auftrag und fühle mich über alle Maßen geehrt, es tun zu dürfen. Top-Akademiker und hoch dotierte Theologen stehen vermutlich am meisten in der Gefahr, zu vergessen, dass die Sternstunden der biblischen Helden unten im Tränental zu finden sind, nicht oben auf dem Berg. Jemand hat einmal ausgerechnet, dass der Begriff »Leiterschaft« ganze sechs Mal in der Bibel erscheint, Dienerschaft dafür 900-mal. Mindestens 100-mal wird die Sorge um Witwen und Waisen thematisiert, an mindestens 92 Stellen wird die Wichtigkeit von Demut betont. Dafür finden wir wenig über Kanzelauftritte, Bühnenbau, Musikanlagen, Öffentlichkeitsarbeit, Gottesdienstmoderation und Branding. Entsprechen unsere Schwerpunkte wirklich den Schwerpunkten des Wortes Gottes?

Je älter und reifer
wir als Christen
werden, desto
größer die Gefahr
der geistlichen
Verkalkung durch
Stolz und Selbst-
gefälligkeit.

Die Zähmung Moses

Mose ist das Paradebeispiel eines ehrgeizigen Aufsteigers, der in Gottes Schule lernen darf, worauf es wirklich ankommt. Wenn jemand in der Lage war, es auch ohne Gott im Leben zu etwas zu bringen, dann Mose. Adoptivsohn einer ägyptischen Fürstin, im Saus und Braus des königlichen Palastes erzogen, in den Machtzentralen der damaligen Welt trainiert und gebildet, mit hervorragenden Führungskompetenzen ausgestattet. Sein Sturz ist dramatisch, nachdem er versucht, aus eigener Kraft Gottes Gericht an einem Peiniger seines hebräischen Landsmannes auszuführen. Er macht sich des Mordes schuldig. An einem Tag schlemmt er noch am Insider-Festtisch des Pharaos, am nächsten Tag befindet

er sich schon auf der Flucht vor der Kriminalpolizei, kurz danach lebt er als Familienvater und Schafhirte in der Wüste Midians. Vermutlich hat er sich inzwischen innerlich von jedem Gedanken an eine geistliche Karriere verabschiedet. Bis Gott wieder auftaucht.

Der brennende Busch, an dem Gott seine Verabredung mit Mose hat, wird zu einem Symbol für sein ganzes Leben (vgl. 2. Mose 3). Brennen, aber nicht verbrennen. Brennen, aber nicht ausbrennen. Das Brennen, das entsteht, wenn Gottes Diener seine – und nicht ihre eigenen – Lasten auf dem Herzen tragen. In diesem Augenblick ist Gottes Auftauchen vermutlich das Letzte, womit Mose gerechnet hat. Mit Gedanken an geistliches Heldentum hat er schon längst abgeschlossen, ist froh, überhaupt noch am Leben zu sein. Gott kommt in seiner Begegnung mit ihm gleich zur Sache. Die Zeit ist reif. Das Leid des Volkes ist nicht mehr tragbar, die große Befreiung aus Ägypten steht unmittelbar bevor. »Na ja, lieber Herr, war auch Zeit. Gut, dass es auch dir endlich auffällt, wie sehr deine Leute leiden. Moment. Was, *ich* soll gehen? Ach komm, lieber Gott, das muss ein Missverständnis sein ... das ist nicht dein Ernst.«

Moses erste Reaktion auf Gottes dramatisches Grußwort ist Schock und Empörung.

»Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehen und die Söhne Israel aus Ägypten herausführen sollte?« (2. Mose 3,11).

Tja, genau die richtige Antwort. Jetzt hat ihn Gott, wo er ihn schon immer haben wollte. Ein guter Einstieg. Vierzig Jahre früher hätte er eher gesagt: »Jawohl, her mit dem Auftrag! Ich bin dein Mann dafür!« Übrigens: Die Frage »Wer bin ich?« war auch König Davids Tür zu bleibendem Erfolg. Vielleicht hat er sich an Mose ein Beispiel genommen: *»Wer bin ich, Herr, HERR, und was ist mein Haus, dass du mich bis hierher gebracht hast?«* (2. Samuel 7,18).

Ja, Mose, du bist der Mann dafür! Schon immer gewesen. Nebenbei bemerkt: Mose hatte eigentlich schon als junger Mann alle Möglichkeiten, Begabungen und Vorzüge, die ein Held in so einer Situation gut gebrauchen kann. Er konnte mit dem Hochadel mithalten, befand sich auf Augenhöhe mit den Pharaonen, sprach fließend Ägyptisch, hatte einen tiefen Sinn für Recht und Gerechtigkeit, eine Ader für die Wege Gottes. Aber nach vierzig Jahren in den Zelten Jitros sind weitere, viel wichtigere Kompetenzen dazugekommen: Die Kunst, Schafe zu hüten. Überleben in der Wüste. Vaterschaft. Eine gehörige Portion Bescheidenheit. Mose ahnt es selbst zwar noch nicht, aber er ist für den Auftrag, der ihm bevorsteht, optimal ausgerüstet.

Bei beiden Männern – Mose und David – geht es nicht um Minderwertigkeitskomplexe, nicht um einen ehrlichen Realitätscheck der eigenen Unfähigkeit, irgendetwas für Gott zu reißen. Gott widerspricht ihnen auch nicht. Keine Rede von »Ach, lieber Kerl, du bist doch toll, mach doch einen Gabentest, steh zu deiner Berufung, dann erkennst du, wie genial du bist und wie sehr ich mich freue, dich gebrauchen zu dürfen. Jetzt mal ein bisschen Selbstannahme, Selbstfürsorge und Selbstvertrauen!«

Wer Seelen-
massage sucht, ist
bei Gott an der
falschen Adresse.

Wer Seelenmassage sucht, ist bei Gott an der falschen Adresse. Er lässt sich auf keine Diskussionen mit Mose ein, macht aber klar, wer der Chef dieser gewagten Aktion sein wird. Damit stellt er direkt die Weichen für Moses

Rückkehr nach Ägypten und sein Kräfteressen mit dem Pharao.

»Ich bin, der ich bin« ... So sollst du zu den Söhnen Israel sagen: Der »Ich bin« hat mich zu euch gesandt« (2. Mose 3,14). Eine klare Aussage. Für Mose selbst wie auch nachher für das Volk. Gott ist der Initiator, der Befähiger, der Architekt dieses ganzen Projekts. Moses »Wer bin ich?« wird geschickt gekontert mit Gottes

»ich bin«. Ende der Diskussion. Mose macht sich zitternd, unsicher und ängstlich auf den Weg. Vorbei die pompösen Sprüche und die Selbstüberschätzung, mit der er als junger Mann versucht hat, seinen Landsmännern auf eigene Faust zu helfen, also selbst Gott zu sein. Der Job ist schon besetzt. Gott sein kann Gott besser als wir. Wir bleiben dann brauchbar, wenn wir Geschöpf bleiben.

»Vierzig Jahre lang meinte Mose, er sei wer. Vierzig weitere Jahre lang entdeckte er, dass er ein ›Niemand‹ war. Vierzig Jahre lang erlebte er schließlich, was Gott mit einem ›Niemand‹ alles ausrichten kann.« (D. L. Moody)

Jesus brachte es selbst auf den Punkt, als er folgende klare Worte durch Johannes an die Gemeinde in Laodizea richtet:

»Weil du sagst: Ich bin reich und bin reich geworden und brauche nichts!, und nicht weißt, dass du der Elende und bemitleidenswert und arm und blind und bloß bist, rate ich dir, von mir im Feuer geläutertes Gold zu kaufen, damit du reich wirst; und weiße Kleider, damit du bekleidet wirst und die Schande deiner Blöße nicht offenbar werde; und Augensalbe, deine Augen zu salben, damit du siehst« (Offenbarung 3,17-18).

Wenn eine Gemeinschaft von Christen – egal welcher Variante – eine Chance hat, langfristig zu gelingen, dann nicht als ein Schaukasten der Selbstüberzeugten, sondern als Begegnungsstätte der Begnadigten, gesammelt um das Kreuz Jesu, sprachlos vor Staunen am leeren Grab. Eine bessere Grundlage für ausgelassenes Feiern, fröhlichen Lobpreis, inbrünstige Mission und herzliche gegenseitige Liebe gibt es nicht. Persönliche Eitelkeiten werden gezähmt, Ich-Zentriertheit wirkt blass, fad, langweilig.

»Nicht das, was wir können, sondern das, was Gott kann. Ohnmacht als Tür zur Gnade. Ich muss nicht erfolgreich sein, ich muss fest an

Jesus hängen. Offen bekannte Hilflosigkeit statt Tricks aus BWL-Lehrstätten. Gründliche Umkehr statt theologischer Haarspalterei, Lieblingsdogmen, Marketing-Tricks und Reich Gottes GmbH. Mechanismen sind gut, aber das Werkzeug darf nicht mit dem Fundament verwechselt werden. Absage an die

Machbarkeit von Gottes Wirken. Absage an den verborgenen Wunsch, selbst in der Nummer groß herauszukommen. Auch uns muss es fern sein, uns zu rühmen als nur des Kreuzes unseres Herrn Jesus Christus (Galater 6,14)«, schrieb ich 1996 in mein Tagebuch.

Auch wenn alttestamentliche Helden noch keine Ahnung von dem vollen Ausmaß des kommenden Rettungswerkes Gottes haben konnten, sind, wie wir schon gesehen haben, kleine Anspielungen auf das Kreuz Jesu überall in der Bibel versteckt.

Auch wenn alttestamentliche Helden noch keine Ahnung von dem vollen Ausmaß des kommenden Rettungswerkes Gottes haben konnten, sind, wie wir schon gesehen haben, kleine Anspielungen auf das Kreuz Jesu überall in der Bibel versteckt.

Immer noch unter Schock nach dem Debakel mit dem goldenen Kalb, will Mose nur eines: Gott selbst: *»Wenn dein Angesicht nicht mitgeht, dann führe uns nicht von hier hinauf!«* (2. Mose 33,15). Lieber einen Tag in seinen Vorhöfen als alle Erfolge und Reichtümer der Welt (vgl. Psalm 84,11), wie ein anderer Diener Gottes in späteren Jahren einmal gebetet hat:

»Ich möchte weilen in deinem Zelt in Ewigkeit, mich bergen im Schutz deiner Flügel. Denn du, Gott, hast auf meine Gelübde gehört, hast mir gegeben das Erbteil derer, die deinen Namen fürchten« (Psalm 61,5-6). Das ist für David das ultimative Glück – die Aussicht, in Gottes Haus für immer bleiben zu dürfen (vgl. Psalm 23,6).

Ein weiterer Diener Gottes, Hiob, reduziert seine Gebete auch auf die eine Sehnsucht, Gott nahen zu dürfen, während er in der tiefen Verzweiflung seiner seelischen Nachtstunden stöhnt. Mit jeder Faser seines Herzens sehnt er sich nach dem Trost einer Beziehung zu seinem Schöpfer, denn jede menschliche Hilfe hat sich als nichtig erwiesen.

»Denn dann würdest du zwar meine Schritte zählen, aber gibest nicht acht auf meine Sünde! Mein Verbrechen wäre versiegelt in einem Bündel, und du würdest meine Schuld zudecken« (Hiob 14,16-17).

Hiob hat keine Ahnung, wie prophetisch seine Worte sind, eine Vorschau auf jenen Tag, an dem Gott tatsächlich die Schuld auslöschen wird für alle, die ihren Glauben auf ihn setzen.

Gott, wo du wohnst, da will ich auch sein. Die eigentliche Antwort auf die Sehnsüchte eines Mose, eines Hiob, eines David kam Hunderte von Jahren später, als zwei junge Männer, die die Taufe Jesu durch Johannes den Täufer gerade mitbekommen hatten, diesem ungewöhnlichen Mann hinterherliefen. Daraufhin lesen wir: *»Jesus aber wandte sich um und sah sie nachfolgen und spricht zu ihnen: Was sucht ihr? Sie aber sagten zu ihm: Rabbi – was übersetzt heißt: Lehrer –, wo hältst du dich auf?«* (Johannes 1,38). Interessant, was sie nicht gefragt haben: Sie wollten nicht wissen, welche theologische Richtung Jesus vertritt, ob sie ein Gehalt für ihre Mühen erwarten könnten, ob es eine Rente gäbe, welche Aufstiegsmöglichkeiten er ihnen anbieten würde. Nur das eine: Wo er wohnte, wollten sie auch sein. Seine Antwort?

»Kommt, und ihr werdet sehen! Sie kamen nun und sahen, wo er sich aufhielt, und blieben jenen Tag bei ihm« (Johannes 1,39).

Wir können uns Gott nur nähern durch den Glauben an Jesu stellvertretenden Tod für uns. Ohne Angst, vom verzehrenden Feuer der Heiligkeit Gottes verschlungen zu werden. Ihm nahe zu sein,

ist das einzig wahre, nachhaltige Glück, das es auf dieser Erde gibt (vgl. Psalm 73,28). Wohl uns, wenn sich auch unser Sehnen, Flehen, Bitten auf diesen einen Wunsch reduziert – uns in der Nähe unseres Gottes aufhalten zu dürfen, mit den Füßen fest auf dem Felsen, Jesus Christus! Ob wir schon viele Jahre gläubig sind oder nur wenige, ob wir im Leib Christi viel Verantwortung tragen oder einfach nur »dabei« sind, ob wir als mustergültige Christen Ansehen von anderen genießen oder einfach froh sind, Jesus überhaupt gefunden zu haben – in seiner Nähe sind und bleiben wir alle gleich! Sünder, die Vergebung empfangen haben. Verlorene, die gefunden wurden. Glücklich sind wir, wenn wir Gott jeden Tag dafür danken – und uns dann an die Arbeit machen, unseren Mitmenschen zu dienen!

11. Unterschiede und heiße Eisen

Wer kennt sie nicht – die »heißen Eisen« unter den Christen, die Freundschaften spalten, Familien entzweiten, Gemüter erhitzen, Unruhe in Gemeinden auslösen, aber wenig mit einem biblischen Brennen im Geist zu tun haben?

Mein Mann hat eine nützliche Faustregel, wenn es um die Unterscheidung zwischen Wichtigem und Unwichtigem im Wort Gottes geht. Lies die Bibel, als ob du mit einer kompletten »Tabula rasa« an dieses Buch herangehen würdest. Wie ein Atheist, der von nichts eine Ahnung hat, keine Auslegungen von Experten im Ohr hat, keine geistliche Konfessionsprgung besitzt, gar keine Fremdeinflüsse in seinen Auffassungen der biblischen Lehrsätze, die er studieren will. Zu welchen Schlüssen würde man dann kommen? Welche Art von Taufe würde man für die biblische Taufe halten? Würdest du auf die Idee kommen, dass es keine Hölle gibt, keine Abrechnung am Ende für die Art, wie wir gelebt haben? Wie soll gesungen und gelobt werden? Wie soll das Brotbrechen gefeiert werden? Wer darf mit wem Sex haben und unter welchen Bedingungen? Was dürfen und sollen Frauen machen, was nicht? Wie sieht der Ablauf eines Sonntagsgottesdienstes aus?

Genauso verlief Helmut's erste Auseinandersetzung mit der Bibel. Wenn es in der Bibel nicht klar ist, dann *muss* es wohl nicht klar sein, es ist keine Sache von Leben oder Tod, so seine Schlussfolgerung.

»Man kann das Evangelium durch Unverhältnismäßigkeit verderben. Man braucht nur den zweitrangigen Dingen des Christentums eine übertriebene Bedeutung beizumessen und den wichtigsten

Dingen eine verminderte Bedeutung, und schon ist das Unheil geschehen. Verändern Sie einmal die Proportionen der Teile der Wahrheit, und die Wahrheit wird bald zu einem regelrechten Irrtum! Tun Sie dies, entweder direkt oder indirekt, und Ihre Religion hört auf, evangelikal zu sein.»¹⁹

Zu diesen weisen Worten von J. C. Ryle fügt Michael Reeves seinen eigenen Kommentar hinzu:

»Sekundäre und tertiäre Lehren sind immer noch wichtig, doch sie dürfen nicht überbewertet werden ... Wir werden nicht durch unser Wissen über nebensächliche Lehren gerettet. Auch sind sie nicht die Grundlage für unsere Einheit. Darum behandeln wir jedes Thema mit der Gewichtung, die uns die Heilige Schrift vorgibt, wobei wir weder die primären Wahrheiten herabsetzen noch die anderen überbewerten.«²⁰

Fragen darüber, was wir essen dürfen oder nicht oder wie genau eine Gemeindeleitung strukturiert sein sollte, ordnet Reeves den sekundären Fragen zu, die in Anlehnung an Paulus' Ausführungen in Römer 14 nicht heilsrelevant sind. Hitzige Debatten toben trotzdem über die ungeklärt bleibende heiße Frage »Was genau zählt als sekundär, was als primär?«. Dass die Bibel für alle Lebensbereiche richtungsweisend sein muss, ist bei den meisten ernsthaften Christen unumstritten. Es geht in vielen Spannungsfeldern um die Gewichtung dieser Weisungen.

19 J.C. Ryle, zitiert von Michael Reeves in: *Menschen des Evangeliums*, Bad Oeynhausen: Verbum Medien 2024, S. 97.

20 Ebd., S. 99 und 117.

Die Brüder versammeln sich – und die Schwestern zittern

Es war einer dieser Versammlungsräume, in denen man sich kaum traut, Luft zu holen. Wie lange würde das Ganze dauern? Die Zeitspanne bis zum Ende des Gottesdienstes kam mir ewig vor. *Was mache ich, wenn ich aufs Klo muss?* Die Panik bei diesem Gedanken reichte, um meine ängstlichen Gedanken um nur diese eine Frage kreisen zu lassen. Plötzlich »musste ich«, obwohl ich eigentlich gar nicht musste. Meistens will man dann am dringendsten, wenn es nicht möglich ist. Wie damals im Internat. Da durften wir nicht aus dem Bett steigen, nachdem das Licht in den Schlafsälen ausgeschaltet war, und das machte die Tortur umso schlimmer. Ich drehte meinen Kopf so unauffällig, wie ich konnte. Gott sei Dank, der erlösende Anblick des WC-Schilds fiel mir ins Auge. Ich musste nur an einer Person vorbei, um dorthin zu gelangen. Hoffentlich würden die Geschwister zum Singen aufstehen, dann wäre es leichter, mich aus der Stuhlreihe herauszuschleichen, ohne missbilligende Blicke auf mich zu ziehen!

Wir waren beim Brotbrechen in einer sehr strengen Brüdergemeinde in der Nähe meines Internats in England. Ich war zum ersten Mal als Besucherin hier. Mir wurde beim Betreten des Saales klargemacht, dass ich am Abendmahl nicht teilnehmen durfte. So intensiv und neugierig, wie ich angestarrt wurde, schien es ein Phänomen zu sein, dass überhaupt jemand Fremdes hier auftauchte.

Meine Eltern, die zu dieser Zeit noch in Afrika waren, hatten sich um den schlechten Einfluss des liberal geprägten Schulkaplans unseres Internats Sorgen gemacht und eine Sondererlaubnis von der Rektorin eingeholt, dass ich sonntags abends eine Freikirche besuchen durfte. So wurde ich zur »Tea time« von zwei lieben

älteren Damen aus einem nahe gelegenen Dorf abgeholt, um einmal in der Woche in einen »ordentlichen Gottesdienst« zu gehen, in dem das Wort Gottes ernst genommen und verkündigt wurde. *Ernst genommen wird hier alles*, dachte ich, während ich mucksmäuschenstill dasaß und auf den Anfang des Gottesdienstes wartete. Ich hielt den Atem an, klammerte mich an meine Bibel, vergewisserte mich wieder, wo genau das Klo war, und versuchte, mich gegen alles, was nur schief laufen konnte, im Vorfeld zu wappnen. Dorothy, die liebe Frau, die mich abgeholt hatte, saß direkt vor mir, Ruth, ihre Schwester, neben mir. Aufstehen, wenn sie aufstehen, sitzen, wenn sie sitzen, den Mund aufmachen, wenn sie den Mund aufmachen. Nur nicht nach vorne gehen für das Brot und den Wein natürlich. Obwohl, das mit dem Mund-Aufmachen war so eine Sache. Das war für Frauen nur beim Singen gestattet. Also, ein Problem weniger.

Ich dachte beiläufig daran, wie laut und herzlich meine Mutter lachen würde, wenn sie die Schweißperlen auf meiner Stirn sehen könnte. Ich überlegte mir Formulierungen, wie ich meinem Vater diese Szene in meinem nächsten Brief beschreiben würde. Er würde alles wissen wollen. Die Versammlungen der »Exclusive Brethren« (die sogenannte »Alte Versammlung« in Deutschland) kannte er gut aus seiner eigenen Kindheit. Die Nüchternheit und die Ehrfurcht, mit der man an den Tisch des Herrn ging, die Wortbeiträge der Brüder, das Schweigen der Frauen. Das würde mir guttun, meinte er – Hauptsache, ich käme »unter das Wort«. Er hatte »den Brüdern« sehr viel zu verdanken, sie hatten ihn während seines Kriegsdienstes Ende des Zweiten Weltkriegs in Indien und Singapur geistlich über Wasser gehalten und ihm Gastfreundschaft und Liebe entgegengebracht. Das sei das Wunderbare an den »Brüdern«: Es gäbe sie überall, sogar hier im ländlichen, abgelegenen »West Country« von England.

Für einen kurzen Augenblick sehnte ich mich nach dem fröhlichen Chaos unserer afrikanischen Gemeinde und der ausgelassenen Freude in der Sonntagsschule bei den amerikanischen Missionaren. Bei den Afrikanern war der Gottesdienstbeginn fließend, Pünktlichkeit ein Fremdwort. Kreischendes Kindergeschrei, schnatternde Frauen, lang gezogene Predigten, die Bewegungen von zahlreichen Fächern, die Schwingungen in die schwüle Hitze auf den Kirchenbänken bringen sollten, aber doch nur die stickige Luft verteilten. Der laute, rhythmische Gesang, das Bellen der Straßenhunde draußen. In Afrika durfte alles in einem Gottesdienst schief laufen, man scherte sich kein bisschen darum.

Ich schrieb später an meinen Dad:

»Ruth und Dorothy – die besten Schätze, die die Welt zu bieten hat. So lieb. Sie wollen mich jeden Sonntag abholen. Ich darf auch bei ihnen übernachten, wenn ich mich in Westonbirt zu einsam fühle. Ein Stück Zuhause erlebte ich an ihrem gemütlichen Kamin. Shortbread, Scones, Tee, Heimat, Liebe. Um diese festliche Tea time bei ihnen zu genießen, nehme ich die Versammlung gerne in Kauf.

Das Brotbrechen: muffig, freudlos, grimmige Gesichter. Sie brechen eine Menge Brot – aber nicht gerade mit ›Freude und schlichtem Herzen‹. Man fühlt sich bäugt. Als nichts ahnende Ungläubige hätte ich schon in der ersten Minute die Flucht ergriffen. Vor lauter Versuchen, nicht aufzufallen, keine falsche Bewegung zu machen, war ich nach einer Stunde völlig erschöpft. Eine falsche Bewegung, und mir könnte der Eintritt in den Himmel verwehrt werden. So ging es mir. Aber eine solide Verkündigung. Gut aussehende, junge Männer. Irgendetwas machen sie hier richtig.«

Mein Vater würde schmunzeln und mit dem Kopf nicken.

Die »Exklusive Brethren« sollten nie mein geistliches Zuhause werden. Die Entscheidung wurde mir leicht gemacht, da es sie

ausgerechnet in den verschiedenen Orten, in die ich von Gott und vom Leben selbst hinverschlagen wurde, nicht gab. Viele Jahre später lernte ich sie neu schätzen.

Alte Vorurteile neu durchdacht

»Was? Die Frauen dürfen nicht mal beten? Sich auch kein Lied wünschen?«, fragte meine Freundin mich mit großen Augen, als wir einmal auf Dienstreise waren und eingeladen wurden, dem Brotbrechen unserer Gastgeber in ihrer Brüderversammlung beizuwohnen.

»Hat auch Vorteile«, hörte ich mich sagen.

»Vorteile? Welche denn?«, kam die entrüstete Antwort.

Ich musste selbst kurz überlegen, welche Vorteile ich eigentlich meinte und wie ich sie formulieren konnte. Der Gedanke war auch für mich relativ neu. Es war eines von vielen Themen, die ich in meinen späteren Jahren als Christ gründlich und neu durchdacht hatte.

»Einmal in der Woche gibt es eine volle Stunde, in der nur Männer reden, leiten, prägen. Das muss für jede Gemeinde vorteilhaft sein«, hörte ich mich sagen, mehr zu mir selbst als zu meiner Freundin. »Wenn es immer so wäre, hätte ich aber ein Problem.« Verschiedene Bilder schossen mir durch den Kopf. Männer, die keine Verantwortung in einer Gemeinde übernehmen wollen. Frauen, die das Sagen haben. Wenn nicht formell und von vorne, dann trotzdem hintenrum. Männer auf dem Rückzug, wortkarg, überrumpelt durch lautstarke Damen. »Couch Potatoes«, mit einer Chipstüte in der Hand und einem Bier auf dem Beistelltisch, weil sie keine Lust haben, zu Gemeindetreffen zu gehen, die von den verbalen emotionalen Ausgüssen der Frauen dominiert sind. Männer, die in geistlichen Runden weder beten noch sonst etwas

beitragen. Frauen, die ihren Seelenschmerz ausschütten, ihr ganzes Leben, ihre Meinungen, dazu ihre gesamte Nachbarschaft und alle möglichen Kranken umbeten. Die als Gebetsanliegen ausführlich die neuesten Pleiten, Pechs und Pannen der erweiterten Verwandtschaft nennen, dazu diverse Krisen verschiedenster Gemeinden. Frauen, die ein Ventil für den inneren Frust suchen, der sich in ihrer Seele angestaut hat, und die all das in der Gebetsrunde rauslassen, sodass die Brüder lieber stillschweigend Däumchen drehen und abwesend aus dem Fenster schauen. Militanter Feminismus in den Gemeinden. Moderne Lobpreislieder über Sehnsüchte und himmlische Romantik, die zu einem Kerzenlicht-Dinner am Valentinstag besser passen würden als in eine christliche Versammlung. Überhaupt – zu viel »weiblich-rosa-und-etepetete«.

Und hier, mitten auf dem Land in einer Gemeinde, die bei manchem jungen frommen Besserwisser mit zerrissenen Jeans ein Naserümpfen auslösen würde, gibt es eine ganze Stunde in der Woche, in der nur die Männer das Sagen haben, beten, das Wort sagen, die Lieder aussuchen. Nach allen Erfahrungen, die wir in den Irrungen und Wirrungen unserer Gemeindegeschichte hatten, war das plötzlich extrem wohltuend.

»Müssen die Frauen *immer* schweigen?«, fragte meine Freundin. Na ja, wir hatten selbst mitbekommen, wie lautstark, erzählfreudig und aktiv die Schwestern waren. Sie waren alles, nur nicht eingeschüchtert. *Vielleicht hängt das miteinander zusammen*, dachte ich. *Wenn Männer zuversichtlich leiten, dann blühen die Frauen auf*. Das hatten wir in unserer eigenen Gemeinde auch so erlebt.

Die brisante Frauenfrage

»Die Frauenfrage, wie stehst du dazu?«

Das ist die Frage in allen Frage-und-Antwort-Runden, die meinen Puls am meisten zum Rasen bringt. Die Frage, die fast immer dabei ist. Wie fasst man so ein komplexes Thema in einer Minute zusammen? Bin ich nicht komplett die Falsche für eine Frage, über die Theologen sich seit Jahrhunderten den Kopf zerbrechen? Zuerst das geflüsterte Gebet: »Herr, hilf mir jetzt!« Oder einen

Scherz draus machen: »Nächste Frage bitte!« Oder der Frage ausweichen: »Fragt eure Gemeindeleiter!«

Viele Berichte in der Bibel stellen uns ganz schön flotte Damen vor, manche als ikonische Heldinnen, die alle möglichen abenteuerlichen Sachen angestellt haben und außerordentliche Begabungen an den Tag legen.

Viele christliche Frauen können darüber keine Scherze machen. Es ist tatsächlich die Aufgabe einer Gemeindeleitung, zu erklären, wie sie die Anordnung von Paulus für die Praxis im Gemeindealltag versteht, wenn er die Gemeinde in Korinth anweist, dass die Frauen in der Gemeinde schweigen sollen (1. Korinther 14,34). In 1. Timotheus 2,12 macht Paulus klar, dass Frauen in der Lehre die Leitungsverantwortung der Männer akzeptieren sollen. Viele Berichte in der

Bibel stellen uns ganz schön flotte Damen vor, manche als ikonische Heldinnen, die alle möglichen abenteuerlichen Sachen angestellt haben und außerordentliche Begabungen an den Tag legen. Oft haben sie zum Segen anderer geredet, manchmal auch an der richtigen Stelle geschwiegen: Sara, Lea und Rahel, Mirjam, Aksa, Debora, die Prophetinnen, die Powerdame in Sprüche 31, Hanna, Maria (die Mutter Jesu), Maria und Marta, Phoebe, Priska, die weissagenden Töchter von Philippus, dem Evangelisten, viele Dienerinnen, die Paulus wertschätzend in seinen Briefen erwähnt.

Die militante Powerfrau-Variante der christlichen Frau ist allerdings eine schauerliche Gestalt. Gleichheit in Wert und Funktion, wir sind genauso gut wie die Männer, wir können das auch. Genderideologie »auf Kirchlich« – aber in Wirklichkeit extrem kindisch, unreif und alles andere als befreiend. Für die Frau eher einengend, versklavend, das Gegenteil von Emanzipation. Wahre Freiheit muss die Reife und die Gelassenheit mit sich bringen, mich selbst zu akzeptieren, so wie ich gemacht bin, das Werk meines Schöpfers zu bejahen und ihm mit dem Wesen und dem Geschlecht, das er mir gegeben hat, zu dienen. Außerdem mit meiner Persönlichkeit, meinem Familienstand und mit allem, was ich bin und habe. Es gibt nichts, was uns mehr befreit als das.

Die Bibel macht klar, dass Männer und Frauen unterschiedlich begabt und ausgestattet sind. Das hat weder mit Diskriminierung zu tun noch mit der Abwertung eines Geschlechts gegenüber dem anderen, sondern mit Gottes wunderbarer Gewohnheit, keine Klone, sondern Originale zu schaffen. Der Klonexperte, der Dinge wie Gleichschritt, Massenproduktion und angepasste, gleichförmige Kopien erfunden hat, das ist der andere, der von unten kommt. Dass ich als Frau bestrebt sein soll, wie ein Mann zu sein, ist die verwegenste Beleidigung, die mir jemand nur machen kann. Als Kind spielte ich gerne mit Autos und Lokomotiven, verstand mich phasenweise besser mit Jungs als mit Mädchen (weil ich sie unkomplizierter fand) und kletterte mit meinen beiden Schwestern zusammen stundenlang in Bäumen herum. Das hatte nichts damit zu tun, dass sich

Die Bibel macht klar, dass Männer und Frauen unterschiedlich begabt und ausgestattet sind. Das hat weder mit Diskriminierung zu tun noch mit der Abwertung eines Geschlechts gegenüber dem anderen, sondern mit Gottes wunderbarer Gewohnheit, keine Klone, sondern Originale zu schaffen.

irgendwelche Y-Chromosomen in unseren Körper geschmuggelt hätten, sondern dass in einer heileren Welt als unserer heutigen auch Mädchen solche Dinge machen durften, ohne in die Zwangsjacke »männlich« hineingedrückt, operiert oder therapiert zu werden. Weiblich zu sein kann alles Mögliche bedeuten. Die Mitarbeiterin einer Hilfsorganisation, die wir in unserer Kindheit in Afrika über alles bewunderten, marschierte Tag für Tag durch die Steppe in ihren Khaki-Shorts und mit einem Gewehr in der Hand, um Elefanten vor illegalen Jägern zu retten. Das fanden wir Kinder extrem weiblich und vorbildlich.

Der Chefsessel der Y-Chromosomen

Aber ... in die Leitung einer Gemeinde gehören Männer. Ich persönlich will Männer – sichtbar, hörbar und vorne nicht zu übersehen – in der Regie einer Gemeinde sehen. Aber nicht irgendwelche Männer – nur weil sie Männer sind –, sondern die Sorte, die das Wort Gottes vorschreibt. Männer des Wortes, Hirten, die ihre Schafe lieb haben, die dienen, anstatt zu herrschen. Männer, die um das Vertrauen ihrer »Schafe« werben und sie nicht unterwerfen. Männer, die gut und lebendig predigen können – und die, wenn sie nicht mitreißend predigen können, sich wenigstens kurz halten. Jene Frauen tun mir in der Tat leid, die selbst erstklassige Kommunikatorinnen sind, aber Sonntag für Sonntag zum Gähnen langweilige männliche Predigten über sich ergehen lassen müssen. Auch Gott selbst will ich auf keinen Fall weiblich haben – einen *Vater* im Himmel brauche ich, nicht eine *Mutter* im Himmel.

»Tja, der weiße Patriarch am Lenkrad – du bist aber ganz schön in der Zeitlupe der 1950er-Jahre stecken geblieben! Ein *Daddy's Girl* – wie altmodisch!«, warf mir jemand einmal vor. Ja, ich bin Daddy's Girl – und das mit Stolz und Überzeugung! Mein Papa war ein

erkonservativer, brüdergemeindlicher Christ, der seine drei Mädchen über alles verehrte – und das war für ihn kein Widerspruch. In seinem Haus wurde kein »Weib zum Schweigen angehalten«, sondern alle wurden zum Reden ermutigt, es war ein fröhliches Geschnatter rund um die Uhr.

Die Rektorin der Missionsschule, in die wir gingen, zitierte meinen Vater einmal zu sich und sagte: »Ihre Töchter sind außerordentliche kleine Charaktere, Herr Sperry. Ich hoffe, Sie haben vor, ihnen die beste Bildung zu ermöglichen, die Sie sich leisten können. Scheuen Sie keine Kosten. Sie werden es nicht bereuen.« Mein Vater schüttelte verdutzt den Kopf. Bildung hatte keine große Rolle in seinem hausinternen Mädchengespann gespielt. Eher Baumklettern, Natur, Tiere, Briefmarkensammeln, Quatschmachen, Pferde, viel Gelächter, alles medienfrei. Wir wussten nicht einmal, wer Micky Maus ist. Eigentlich waren wir gesellschaftsunfähig. Mein Vater hegte keinen übertriebenen Ehrgeiz für seine Töchter, aber seine Devise für uns war immer gewesen: *Go for it, girls!* Nur zu, Mädels! Er war ein vollbeschäftigter Geschäftsmann, fand aber immer Zeit, uns anzufeuern, zu fördern, zu loben, zu ermutigen. Er war es, der uns kilometerweit zu Klavier- und Schwimmstunden fuhr – und, für ihn noch wichtiger, zu jedem christlichen Kinderevent, das es nur gab – und danach wieder abholte. Jeden Traum, den wir hatten, unterstützte er mit voller Kraft. Er war einer dieser ungewöhnlichen christlichen Männer, die unsere Mutter – die klassische Vollzeitmutter zu Hause – als Heldin verehrte, aber es gleichzeitig genial fand, wenn Frauen auch in der Gesellschaft hoch hinaus zielten. Oder überzeugt Single blieben und dies als Berufung, Vorrecht und Erwählung betrachteten.

Die Tragödie der schweigenden Schwestern

Deshalb bin ich immer noch schockiert, wann immer ich mit der »Weib-schweige-und-gehörche«-Variante« der Frauentheologie konfrontiert bin. Wenn ich Frauen treffe, die nie gelernt haben, sich eine eigene Meinung zu bilden und sie zu vertreten, und deren Träume, Abitur zu machen, zu studieren, Ärztinnen oder Juristinnen zu werden, in ihrer christlichen Welt mit Missgunst begrüßt und als nicht weiblich angesehen werden. Töchter Gottes, die verängstigt, schweigsam und gebeugt ihre müden Füße durch die Gegend schleppen, sind kein gewinnendes Schaufenster für ihren König! Wenn Gemeindeleitungen nichts Besseres zu tun haben, als stundenlang darüber zu diskutieren, ob eine Frau im Gottesdienst einen Psalm vorlesen darf oder nicht, wann und wie sie laut beten darf, ob sie einen Frauenbibelkreis leiten darf oder nicht, dann hat das meistens eine Folge: dass die Frauen sich zurückziehen. Das ist genauso schädlich, wie wenn die Männer sich zurückziehen. Ja nicht auffallen, ja keine falsche Bewegung machen. Welche Frau will schon missbilligende Blicke auf sich ziehen und für negativen Gesprächsstoff sorgen? Das bringt wiederum den zusätzlichen, tragischen Nachteil mit sich, dass die jungen Mädchen, die sich den Regeln nicht ängstlich anpassen, irgendwann das Weite suchen. Sie werden leichte Beute für Männerbeziehungen oder landen in Gemeinden, in denen alles »locker« gesehen wird. Oder sie fallen ganz vom Glauben ab. Das Thema ist ernst. Wenn Rocklängen und Frisuren wichtiger sind als Mission und Jugendarbeit, dann hängt eine beklemmende Atmosphäre über einem Haus Gottes. Gesetzlichkeit ist genauso schädlich wie Gesetzlosigkeit.

Der Leib Christi in Deutschland hat einen hohen Preis für die weitverbreitete Einschüchterung der Frauen in vielen evangelikalen Kreisen der Nachkriegsgeneration bezahlt. Es fehlt eine

ganze Generation von bibelkundigen »Lehrerinnen des Guten« (vgl. Titus 2,3). Ich muss schwer schlucken, wenn ich beobachte, wie wenig christliche Frauen aller Altersgruppen sich in ihrer Bibel gut auskennen, wie wenig sie darin lesen. In manchen Gemeinden sind junge Frauen mehr mit Lifestyletrends, Selbstfindung, Deko, Instagram Reels über Wellness, Designerklamotten und künstliche Wimpern beschäftigt als mit dem Wort Gottes. Sie holen sich ihre Inspiration von Influencerinnen in den sozialen Medien anstatt von lebendigen, attraktiven Vorbildern in ihren Gemeinden.

Kaum eine Frauenfreizeit geht zu Ende, ohne dass mir ein noch dunkleres Problem begegnet: Ehefrauen von gestandenen, in ihren Kreisen hoch angesehenen christlichen Männern, die sich gerade noch die Zeit freischaufeln konnten, um die Veranstaltung zu besuchen, weil diese ach so netten Brüder sich zu Hause wie Tyrannen aufführen. Im Gottesdienst predigen sie, fahren dafür eine Menge Anerkennung und Bewunderung ein und brüllen die Ehefrau danach am Mittagstisch an, demütigen sie, machen sie klein – und scheinen sich nichts dabei zu denken. Was solche Brüder sich sonst hinter verschlossenen Türen erlauben, daran möchte ich gar nicht denken! Auch dieses Phänomen ist das Ergebnis einer falschen Gewichtung im Verständnis der biblischen Lehre. Bis heute bekomme ich immer wieder zu hören, dass Ehemänner sich automatisch in makellose Heilige verwandeln würden, wenn ihre Frauen nur untergeordnet, liebevoll, für ihre Männer fürbittend und sexuell gefügig wären ... Doch nach unserer Erfahrung verwandeln sich Männer mit solchen Frauen nicht zu Heiligen, sondern zu vollblütigen, frommen Narzissten – und ihre Frauen zu zitternden Nervenbündeln, körperlich, seelisch und geistlich erdrückt von Forderungen, die sie nie erfüllen können. Entmündigt, willenlos. Wohl dem Mann, der gemäß der hohen Anforderung des Apostels Paulus sein Leben hingibt für

die kostbare Braut, die der Herr ihm für ein ganzes Leben anvertraut hat (Epheser 5,25) – bevor er das Prestige und die Ehre einer Kanzel sucht! Wer seine Frau liebt, liebt sich selbst (Epheser 5,28). Und wohl der Frau, die genau das Gleiche im Umkehrschluss tut, indem sie ihren Mann ehrt, liebt und respektiert!

In geistlichen Kulturen, in denen Frauen bewusst ungebildet gehalten werden, sind sie für alles leichte Beute – bis hin zu sexuellem Missbrauch. Die Horrorstorys gerade in christlichen Kreisen sind schauerlich und die Dunkelziffer ist hoch. Gott sei Dank wird auch dieses Leid immer offener thematisiert, und es gibt Hilfsangebote, Beratungsstellen und auch juristische Hilfe, gerade für Frauen, die im christlichen Umfeld Missbrauch erleben.

Der Apostel Paulus schreibt seinem Glaubensschüler Timotheus: *»(Ich will) ebenso, ebenso, dass auch die Frauen sich in anständiger Haltung mit Schamhaftigkeit und Sittsamkeit schmücken, nicht mit Haarflechten und Gold oder Perlen oder kostbarer Kleidung, sondern mit dem, was Frauen entspricht, die sich zur Gottesfurcht bekennen, durch gute Werke. Eine Frau lerne in der Stille in aller Unterordnung«* (1. Timotheus 2,9-11).

Diese Anordnung hat mit der Knechtung von Frauen gar nichts zu tun, sondern ganz im Gegenteil mit ihrer Befreiung von der Knechtschaft einer durch und durch frauenfeindlichen Gesellschaft, in der der Wert einer Frau sich auf ihr äußeres Erscheinungsbild beschränkte. Paulus ermahnt die Frauen, dass sie viel mehr sind als nur ihr Aussehen. Stattdessen sollen auch sie horchende, lernende, aktive Glieder am Leib Christi sein, ihre Zeit nicht damit verschwenden, stundenlang vor dem Spiegel zu stehen, bis die Wimpern genau sitzen, die Hautcremes miteinander harmonisieren und die Farbe der Augenbrauen zum Teint der Fingernägel passt. Leere, unsichere Blicke aus mit Schminke

zugekleisterten und durch Botox verunstalteten Gesichtern – das ist der Zwang, aus dem Paulus gläubige Frauen befreien will. Aus einem einfachen Grund: Diese Dinge machen uns nicht schön, sondern ... hässlich. Nichts ist im biblischen Sinne attraktiver als eine Frau, durch deren Augen die Liebe und die Freude des Herrn strahlen. Heiligkeit macht hübsch – gerade weil das Hübschsein nicht das Ziel einer gottesfürchtigen Frau ist. Augen, die wegschauen von sich selbst auf etwas Größeres – ob bei Männern und Frauen – stechen in der heutigen Zeit heraus. Weder Paulus noch Petrus scheinen etwas gegen weiblichen Schmuck zu haben, sie weisen nur darauf hin, dass der Schmuck, der schön macht, ein innerer ist, ein geistlicher Schmuck, der junge wie auch alte Frauen schön macht bis ins hohe Alter. Ein Schmuck, der eine Gemeinde zukunftsfähig und stark macht.

»Euer Schmuck sei nicht der äußerliche durch Flechten der Haare und Umhängen von Gold oder Anziehen von Kleidern, sondern der verborgene Mensch des Herzens im unvergänglichen Schmuck des sanften und stillen Geistes, der vor Gott sehr kostbar ist. Denn so schmückten sich auch einst die heiligen Frauen, die ihre Hoffnung auf Gott setzten und sich ihren Männern unterordneten« (1. Petrus 3,3-5).

Nichts ist im biblischen Sinne attraktiver als eine Frau, durch deren Augen die Liebe und die Freude des Herrn strahlen.

Frauen, die um die teuersten Designer-Sneakers wetteifern und stundenlang ihren Körper auf Hochglanz bringen – das ist eine Unterwerfung, die Beziehungen unter Druck bringt, Bankkonten leert, wertvolle Zeit aufbraucht und in alledem nicht einmal den erwünschten Zweck erfüllt, aus der Menge herauszustechen. Männer, die hier große Augen machen, sind ohnehin nicht die Sorte Mann, die eine christliche Frau an Land ziehen will.

Das andere Extrem ist genauso bedrückend und beklemmend. Frauen, die Buße tun müssen, weil sie einmal eine Hose anhatten. Die den Küchendienst nicht mehr machen dürfen, weil der Rock auf dem Knie endet anstatt unter dem Knie. Junge Frauen, die sich mit Recht fragen, warum ein langes Kleid, das zwar vom Hals bis zu den Füßen alles züchtig abdeckt, dafür aber so eng anliegend ist, dass man jede Hauterhebung von Weitem sieht, genehmigt wird. Aber eine schicke, keusche Hose nicht. Älteste von Gemeinden, die nur damit beschäftigt zu sein scheinen, die Frauen zu überwachen, ob sie ja alle Regeln einhalten, und sie bedrohen, falls sie es nicht tun.

Unser Vater bat meine Schwester Tanya und mich einmal, ein ernstes Wort mit unserer Mutter zu reden. Sie war völlig außer sich vor Hysterie und Panik, weil unsere jüngere Schwester Andrea mit rot gefärbten Haaren und großen, rasselnden Ohringen nach Hause gekommen war. Unser Vater konnte sie nicht beruhigen. »Das ist die Uniform des Teufels!«, klagte unsere Mutter verzweifelt. »Ist Andrea überhaupt gerettet? Kein anständiger gläubiger Mann wird mehr ein Auge auf sie werfen, wenn sie in dieser Aufmachung herumläuft!« Tanya hatte als Einzige von uns das Geschick, die aufgebrachten Nerven unserer Mutter im Nu zu besänftigen, und im Doppelpack konnten wir sie überzeugen, dass Andrea in ihrer Experimentierphase war, die vorbeigehen würde, und dass sie bestimmt nicht deswegen ihr Heil verlieren und in der Hölle landen würde. Einige Jahre später heiratete sie einen anständigen Pastor, hat die Haare immer noch gefärbt und ist eine der solidesten Christinnen, die ich kenne.

Die militante Powerfrau und die verängstigte Duckmaus-Dame. Beide Typen sind traurige Gestalten. In der Bibel finden wir weder die eine noch die andere als Vorbild. Dort gibt es keinen festen Regelkatalog, was Frau auf welche Weise an welchem Ort tun oder

lassen soll. Genau das ist der Punkt, ein Hinweis darauf, dass die feineren Formalitäten keine Sache von Leben und Tod sind. Stattdessen finden wir reihenweise mutige, strahlende Heldinnen, im Auftrag Gottes unterwegs, Weltveränderinnen vom Feinsten, mit ihren Talenten und Begabungen voll im Einsatz, Seite und Seite mit den Männern, denen sie gedient haben.

Frauen und Jugend in der Offensive

In einer Frauenrunde machten sich Mütter Sorgen um die Einflüsse der Schule auf ihre Jugendlichen. Es stellte sich im Lauf des Austausches heraus, dass einige Frauen zu der Gesprächsrunde gar nicht erschienen waren, weil sie der Meinung waren, dass Frauen sich mit biblischen Themen nicht beschäftigen sollen – das sei allein Männersache. Ich war sprachlos. Und wenn ein Schulkind nach Hause kommt mit der Frage: »Mama, wo steht es in der Bibel, dass ich mit einem Jungen, den ich mag, nicht ins Bett gehen darf?« Was wird so eine Frau dann antworten? Vielleicht: »Warte, Schatz, bis Papa morgen von der Geschäftsreise zurückkommt, er kann es dir sagen.« Leider ist es »morgen« in solchen Fällen oft zu spät. Mehr denn je müssen wir Mütter im Wort Gottes fit sein, bewaffnet mit überzeugenden Argumenten und passenden Antworten auf die Fragen unserer Kinder, die rund um die Uhr unter Beschuss stehen und vom irrsinnigen Gedankengut dieser Welt beeinflusst werden.

Mehr denn je müssen wir Mütter im Wort Gottes fit sein, bewaffnet mit überzeugenden Argumenten und passenden Antworten auf die Fragen unserer Kinder, die rund um die Uhr unter Beschuss stehen und vom irrsinnigen Gedankengut dieser Welt beeinflusst werden.

Es geht um mehr als nur darum, die junge Generation vor den Verlockungen und Reizen der Welt zu schützen. Es geht darum, sie auszurüsten, fest auf dem Wort Gottes zu stehen und in ihrer Identität gefestigt zu sein, nicht weil sie endlose Regeln befolgen müssen, sondern weil sie Jesus nachfolgen und ihn von ganzem Herzen lieben. In der Offensive zu leben, ist der beste Schutz. Dieses Prinzip verstand einer der ersten Pioniere der Missionierung Nord-Nigerias.

In der Festschrift zur 120-Jahr-Feier der »Sudan United Mission«, jetzt »Pioneers« genannt, deren Missionare unsere engsten Freunde in Nigeria waren, wurden Berichte von J. Lowry Maxwell zitiert, der sich im Juli 1904 zum ersten Mal nach Nigeria aufmachte. Seine Tochter Kay Maxwell, aktiv in den Fußstapfen ihres Vaters, ging viele Jahre später immer wieder bei uns zu Hause aus und ein. J. Lowry Maxwell sah damals schon, seiner Zeit voraus, in der Frauenarbeit einen wichtigen Schlüssel zur Evangelisation Nord-Nigerias. Neben medizinischen Dienstleistungen war Bildung eines der wichtigsten Anliegen der ersten Missionare. Ein Schulungszentrum für einheimische Evangelisten und Bibellehrer wurde in der Stadt Gindiri gegründet. Maxwell schreibt in seinen Memoiren, dass die Studenten *»alle verheiratete Männer waren. Sie wurden dazu angehalten, ihre Frauen und Kinder mitzubringen. Die Frauenschule wurde als eine der wichtigsten Abteilungen im Lernzentrum gesehen. Wenn ein Säugling mitgebracht wurde, musste ein Junge oder Mädchen aus der Verwandtschaft als Nanny für das Kind mit angemeldet werden, damit die Mutter an der Schulung teilnehmen konnte. Viele der Frauen konnten zu Beginn der Bibelschule nicht einmal lesen, sodass ihre wichtigsten Fächer mündliche Bibellehre, Lesen, Schreiben und Zählen waren. Dazu kamen persönliche Hygiene, Weben, Nähen und Ernährungswissenschaft. Es gab von Anfang an eine Tageschule für Kinder. Diese gesamten Mühen bedeuteten, dass eine ganze Familie bessere Chancen hatte, nicht nur für Gemeindearbeit gerüstet*

zu sein, sondern auch in der Gesellschaft gut dazustehen. Auch Kinder aus den umliegenden Dörfern durften diese Schulen besuchen.»²¹

Nichts belebt die Atmosphäre einer Gemeinde mehr als fröhliche, erfüllte Frauen. Frauen bringen Herzlichkeit, Fürsorge, Kreativität und eine Menge gute Rezepte und Mahlzeiten in eine Gemeinde, sind oft die besten Evangelisten und Missionare. Sie sind Experten in den wichtigsten aller Gemeindedienste: Umarmungen, Ermutigungskärtchen, Einladungen, Hilfsangebote, Krankenbesuche, Humor. Unter guter männlicher Leitung werden die Frauen nicht gedeckelt, sondern befreit, gefördert und ermutigt. Sie gewinnen ihre Stimme, sie verlieren sie nicht. Wenn die Frauen schweigen, schweigt auch ein guter Teil des missionarischen Potenzials einer Gemeinde. Frauen sind Beziehungswesen, sie haben in der Regel viel mehr Kontakte unter ihren Nachbarn als die Männer. Durch Kindergarten, Schule, Einkaufsbummel. Die Möglichkeiten sind fast endlos, als fröhliche Christen bekannt zu werden und das Evangelium zu verkündigen.

Nichts belebt die Atmosphäre einer Gemeinde mehr als fröhliche, erfüllte Frauen. Frauen bringen Herzlichkeit, Fürsorge, Kreativität und eine Menge gute Rezepte und Mahlzeiten in eine Gemeinde, sind oft die besten Evangelisten und Missionare.

Jesus begegnete Frauen mit der gleichen Würde, mit der er allen seinen Mitmenschen begegnet ist. Er respektiert Marta von Betanien genug, um sie zu ermahnen, sich nicht in den Äußerlichkeiten der Gastfreundschaft zu verlieren, sodass sie keine Kapazität mehr hat, den Worten des Herrn zu lauschen. Er lobt Maria für ihren Hunger auf das Wort Gottes und ihr Verlangen nach der Nähe des Herrn. Er blickt durch äußere Fassaden hindurch und sieht

21 »Reach – Undimmed. Undiminished. 1904–2024«, *Pioneers*, Ausgabe 27, Sommer 2024; Übersetzung durch die Autorin.

gebrochene Herzen, richtet gebeugte Gestalten auf, schickt Männer wie auch Frauen jubelnd auf ihren Weg. Die Ehebrecherin, die Samariterin, eine trauernde Witwe, eine traumatisierte Mutter, deren Tochter von Dämonen gequält wird.

Die Pharisäer-Falle

In die Pharisäer-Alarmzone geraten wir in allen Bereichen des geistlichen Lebens dann, wenn wir Details mehr Bedeutung beimessen, als die Bibel es selbst tut, und dafür wichtigere Dinge vernachlässigen. Jesus weist auf genau diese Gefahr hin, wenn er seinen gesetzlichen Gegnern einmal sagt:

»Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, Heuchler! Denn ihr verzehntet die Minze und den Dill und den Kümmel und habt die wichtigeren Dinge des Gesetzes beiseitegelassen: das Recht und die Barmherzigkeit und den Glauben; diese hättet ihr tun und jene nicht lassen sollen. Ihr blinden Führer, die ihr die Mücke seht, das Kamel aber verschluckt!« (Matthäus 23,23-24).

Keine Konfession oder christliche Strömung ist vor dieser Gefahr gefeit. Es ist eine raffinierte Art, den Chefsessel durch die willkürliche Festsetzung der Maßstäbe selbst besetzen zu können. Die Bibel als Machtheule gegen die Geschwister zu missbrauchen, Macht über andere auszuüben, Kontrolle an sich zu reißen. Du bist nur dann geistlich, wenn du diese oder jene Lieder singst, diesen oder jenen Prediger hörst, auf diese oder jene Konferenz gehst. Es ist im Grunde die gleiche Mentalität, die auch in der Welt herrscht. Du bist erst dann in der Clique angekommen, wenn du diese Nike-Sneakers kaufst und diesen Nagellack hast. Oder wenn deine Haare mit diesem Tuch bedeckt sind. Oder wenn du etwas gegen Rassismus auf Instagram postest oder bei »Fridays for Future« dabei bist.

Für uns Christen gilt: Sobald wir ein biblisches Prinzip zu einer Ideologie oder einem Regelkatalog erheben, an dem gemessen wird, wer »angekommen« ist und wer nicht, befinden wir uns schon in einer Art frommem Götzendienst. So nahmen die Pharisäer das biblische Prinzip des Zehnten und fingen an, Minzblätter in zehn Teile zu schneiden und andere dazu aufzufordern, dasselbe zu tun. König Saul machte etwas Ähnliches, als er seinen erschöpften Männern verbot, Nahrung zu sich zu nehmen. In ihrer Verzweiflung machten sie sich über rohe Fleischstücke her. Saul reagierte entsetzt, denn sie hatten das Fleisch mit dem Blut gegessen, was vom Gesetz her verboten war (vgl. 1. Samuel 14,33). Theoretisch hatte er recht. Aber das Gesetz war dem König zu einem Machthebel geworden. Kein Blut zu essen, war ihm wichtiger als das Wohlergehen seiner strapazierten Krieger. Mit den Sabbatregelungen hielten es die neutestamentlichen Pharisäer ähnlich. Sie platzten vor Wut, als Jesus sie auf einen Leitsatz hinwies, der schon im Alten Testament galt: Der Sabbat ist für den Menschen gemacht, nicht der Mensch für den Sabbat (vgl. Markus 2,27).

Pharisäische Blindheit ist die gefährlichste Blindheit, die es gibt. Denn ein Pharisäer ist per Definition jemand, der sich selbst für unantastbar hält. Deshalb kann man nicht mit ihm reden. Du bist immer der Böse, der Rebellische, der Dämonisierte, wenn du dich mit ihm anlegst. Und er hat ein großes Repertoire an Werkzeugen, mit denen er dich zum Schweigen bringen, ausgrenzen und isolieren kann, wenn du nicht auf seine Spur kommst. Wie erfrischend anders war unser Herr Jesus!

»Kommt her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen! Und ich werde euch Ruhe geben. Nehmt auf euch mein Joch, und lernt von mir! Denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und ›ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen‹; denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht« (Matthäus 11,28-30).

Emanzipation auf Biblisch

»Nichts ärgert mich mehr, als wenn wohlmeinende Christen mir Bibelverse an den Kopf werfen, um mir zu zeigen, dass ich nicht geistlich genug bin.

Einmal in meinen turbulenten Tagen als frisch verheiratete Ehefrau, fern von Familie und Heimatland, bekam mein armer Ehemann die volle Wucht meines Zorns ab. Nichts ahnend hatte er einen Vers aus Sprüche 31 zitiert, in dem es um die tugendhafte Frau geht. Er wollte mich damit nur ermutigen, meinte er später. In jener angespannten Situation war die tugendhafte Frau für mich der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Nachdem mein Mann das Haus verlassen hatte, marschierte ich in sein Arbeitszimmer, schnappte seine Bibel und riss die Seite mit Sprüche 31 wutentbrannt heraus. Ich konnte diese mustergültige Dame in jenem Moment nicht leiden und wollte mich an ihr rächen. Genüsslich riss ich die Seite in Stücke und warf sie in den Papierkorb.

Gleich danach überrollte mich eine herzerreißende Reue. Die peinliche Erkenntnis, dass eine wüste Randaliererin in mir steckte, schockierte mich. Wie konnte ich nur mit meinem lieben Mann so grausam umgehen, und erst recht mit seiner Bibel? Ich wühlte im Papierkorb, holte jedes Stück zerrissener Sprüche 31 heraus und klebte die Papierfragmente tränenüberströmt mit Klebestreifen wieder zusammen. Danach riss ich die gleiche Seite aus meiner Bibel heraus und klebte sie sorgfältig in die Bibel meines Mannes hinein. Zum Glück hatten wir beide die gleiche Bibelausgabe. Die geschädigte Seite aus seiner Bibel klebte ich als Strafe für meine Untat in meine hinein. Ich entschuldigte mich bei Gott und bei meinem Mann und als »wiedergutmachende« Selbstkasteiung las ich Sprüche 31 dreimal durch.

Im Nu schloss ich mit dieser musterhaften Heldin Frieden. Eigentlich ist sie eine total patente Frau. Eine Powerfrau, aber nicht die militante Sorte, die in eine rohe, garstige Muskelbude mutiert

ist. Aufblühende, befreite Weiblichkeit stellt diese Frau dar, im Auftrag Gottes unterwegs, zum Segen ihrer Mitmenschen, allen voran ihres Mannes und ihrer Kinder. Ein ehrfurchterregendes Multitalent, ohne Frage. Sie kann stricken, häkeln und nähen (V. 13.19.22), hat aber auch ein scharfes Auge für gute Geschäfte (V. 16), kann mit Finanzen umgehen (V. 18) und besitzt außerordentliche soziale und pädagogische Kompetenzen (V. 26). Und das alles, ohne ein griesgrämiger, verbissener Leistungstyp zu sein, der auf diejenigen herabschaut, die keine so gute Show abziehen wie sie. Denn diese Frau versteht eine Menge Spaß (V. 25). Sie bringt Atmosphäre ins Geschehen. Ihr Haus strahlt eine fröhliche Unbeschwertheit aus. Ihr Mann und ihre Kinder sind ihre größten Fans (V. 11.28). Sie dient einem Herrn, der aus der Enge führt. Nicht einem, der in die Enge treibt. So sind nämlich die Götter der modernen Emanzipation: die, die uns Frauen weismachen wollen, dass wir zwar »genderneutral« sind, aber trotzdem für unsere »Frauenrechte« kämpfen sollen. Für das »Recht«, Kinder als Last zu empfinden. Für das »Recht«, uns überall zu »verwirklichen«, aber ja nicht im eigenen Heim, ja nicht im Dienst an unseren Männern und Familien.

Die Frau in Sprüche 31 belehrt uns eines Besseren. Ihr Haushalt ist keine lästige Pflicht, sondern das spannende Hauptquartier eines abenteuerlichen Familienlebens. Von hier aus wird Geschichte geschrieben, Lebensgemeinschaft gestaltet, hier wird gelacht, erzogen, gebetet, versorgt, ernährt. Hier entwickeln sich Persönlichkeiten.

Diese Frau hätte ich gerne als Freundin. Und weil meine Bibel sich immer als Erstes an der Stelle öffnet, wo das geschädigte, mit Tesafilm zusammengeklebte Blatt ihre Geschichte erzählt, habe ich sie inzwischen sehr gut kennengelernt.

Geschieht mir recht.«²²

22 Nicola Vollkommer, »Alltagstauglich«, in: *ethos* 11/2018.

12. Gebet – Gottes Einladung in seine Welt

Auf der Suche nach geistlicher Leidenschaft

Jede echte geistliche Suche, jede Sehnsucht nach dem Feuer Gottes in unserem Leben führt uns automatisch zu einem Ort: auf die Knie in ernstem, anhaltendem Gebet.

Wenn der Prophet Daniel an einem unserer früheren Gebets-treffen teilgenommen hätte, in dem wir leidenschaftlich, wohlmeinend und naiv gebetet haben: »Mehr von dir, o Herr, bitte, wir wollen mehr von dir!«, wäre er sicher bleich geworden. Wenn es einen gibt, für den dieses Gebet um »mehr von dir, o Herr« über Bitten und Verstehen erhört wurde, war es Daniel. Er hat »mehr« von Gott mitbekommen, als es ihm vermutlich recht war, und wäre fast nicht mit dem Leben, geschweige denn mit der seelischen und leiblichen Gesundheit davongekommen. Und er hat nicht einmal um dieses »mehr« gebetet, er hätte so ein Gebet bestimmt für anmaßend und gefährlich gehalten.

Keinem wurde so ein gründlicher, lang anhaltender Blick in die geistliche Welt gegönnt wie Daniel. Er hatte einen Platz in der ersten Reihe, um Zeuge des himmlischen Schauspiels zu sein, das sich hinter den Kulissen unserer Weltereignisse entfaltet und das geistliche Panorama entschlüsselt, das letztendlich über die Geschicke dieser Welt und auch über unser eigenes Leben entscheiden wird. Das, was er dort beobachtet, ist teilweise erschütternd. Eine Welt, die nahe am Abgrund torkelt, sich auf extrem brüchigen Fundamenten gerade noch hält und mit rasanter Geschwindigkeit auf ihre eigene Selbstzerstörung zurennt. In schillernden Farben blickt er in apokalyptische Abgründe hinein, die ihn erschauern lassen.

Auch hierzu, wie in jeder biblischen Heldengeschichte, gibt es eine Vorgeschichte. Daniel sticht schon als junger Mann aus der

Menge heraus. Er ist ein Kind der Diaspora, wird mit vielen anderen jungen Menschen aus seiner Generation nach Babylon ins Exil verschleppt und hat die zweifelhafte Ehre, unter drei heidnischen Herrschern als Premierminister zu dienen. Nebukadnezar, ein gewiefter Strategie und Politiker, wird als erster aus einer Reihe von machtsüchtigen Königen auf eine Gruppe von Gefangenen aus Juda aufmerksam, die schon in jungen Jahren eine außerordentliche Reife und Ausstrahlung besitzen. Er spannt sie in sein Bildungsprogramm für Elite-Studenten ein, die als zukünftige Würdenträger und Meinungsmacher in seinem wachsenden Reich dienen sollen. Das Ziel: aus den schlauen, jungen Hebräern solide, linientreue babylonische Führungskräfte zu machen. So werden sie an der Top-Universität Babylons in allen heidnischen Künsten ausgebildet, lernen die Sprache und die Regeln der Hofetikette und bekommen sogar babylonische Namen. Ein besseres Integrationsprogramm kann man sich gar nicht vorstellen.

Eine Weisheit, die von oben kommt

Nur eine Sache unterschätzt der babylonische König: Der Grund für die Begabung und den Erfolg dieser Männer liegt nicht etwa in ihrer Bildung, ihrer natürlichen Intelligenz oder ihren adligen Genen, sondern in ihrer Furcht vor Jahwe, dem Gott ihrer Väter, dem Gott Israels. Es dauert nicht lange, bis sich ein Zusammenstoß zweier Kulturen anbahnt. Die Jungs sind integriert genug, um im innersten Kreis des Königs zu landen, stoßen aber gerade dort auf die erste rote Linie, die sie nicht überschreiten dürfen. Unreines Essen zu sich nehmen – egal, wie lecker es ist –, kommt für sie nicht infrage. Schon jetzt ist klar: Diese Männer leben nach anderen Spielregeln als die Babylonier. Der Chef der Hofbeamten, Vorgesetzter der jungen Hebräer, gerät in Panik. Ein kleines Versäumnis in der Ausführung königlicher Wünsche kann einen im

Nu Kopf und Kragen kosten. Daniel setzt sich liebevoll durch, sie einigen sich auf ein Zehn-Tage-Experiment mit koscherem Eintopf, und der Hofbeamte atmet erleichtert auf, denn *»am Ende der zehn Tage zeigte sich ihr Aussehen schöner und wohlgenährter als das aller jungen Männer, die die Tafelkost des Königs aßen«* (Daniel 1,15).

Dieser Vorfall, der am Anfang des Buches Daniel geschildert wird, gibt den Ton an für das Leben eines der außerordentlichsten Propheten des Alten Bundes. Daniel und seine Freunde sollten sich, laut Plan, den Ideologien und Moden von Babylon anpassen. Doch schließlich muss Babylon sich beugen und sich dem Gott Israels anpassen.

Daniel wird zu einem engen Verbündeten und Vertrauten von König Nebukadnezar und findet sich dabei unverhofft mitten in einem Übungsplatz in Sachen Traumdeutung und der Auslegung von geistlichen Bildern wieder. Der König wird in seiner Fantasie nachts heimgesucht von dunklen Schrecknissen und Vorahnungen, Daniel darf über seine Schulter blicken und die Schreckensbilder auslegen und erklären. Beide haben das zweifelhafte Glück, für besondere Rollen im Lauf der Zeitgeschichte von Gott auserwählt zu sein.

Nebukadnezars Hang zum Größenwahn hat schon einmal fast zu einer fatalen Katastrophe geführt, als er sich selbst als Standbild verehren lassen wollte und er Daniels drei Freunde – drei von Babylons besten und treuesten Hofbeamten – lieber in den Feuerofen hineinwarf, als ihnen ihre Gottesfurcht zu gönnen. Die Endstation seiner Machtgier und seiner Arroganz darf er in einer Vision »sehen«, die ihn am Ende als wildes Tier auf einem abgelegenen Feld darstellt (vgl. Daniel 4,12-13). Dieser Traum wird später in der Tat wahr und dient als schauerliche Warnung auch an uns, jede aufkeimende Eitelkeit von uns zu weisen und mit jedem Anflug von Stolz oder Überheblichkeit kurzen Prozess zu machen. Daniel muss während seiner Laufbahn als Traumdeuter

feststellen, dass es kein Vergnügen ist, in die Angelegenheiten des Himmels eingeweiht zu sein. Er ist *»eine Zeit lang vor Entsetzen wie betäubt, und seine Gedanken erschreckten ihn«* (Daniel 4,16). Er erweist seinem Ruf alle Ehre, ein Mann zu sein, *»in dem der Geist der heiligen Götter ist«*, bei dem *»Erleuchtung, Einsicht und Weisheit gleich der Weisheit der Götter«* gefunden werden (Daniel 5,11).

Ein Nachfahre Nebukadnezars, König Belsazar, übernimmt Daniel als ersten Berater, nachdem von dem Propheten konstatiert wird, dass *»ein außergewöhnlicher Geist und Erkenntnis und Einsicht, Träume zu deuten, Rätsel zu erklären und Knoten zu lösen, bei ihm gefunden wurde«* (Daniel 5,12). Daniels wichtigste Aufgabe in dieser neuen Amtsperiode ist, dem König sein rasches Ende vorauszusagen, nachdem er sich der Gotteslästerung Jahwes schuldig gemacht hat. Auf ihn folgt Darius, König der Meder, berühmter Protagonist in der legendären Geschichte mit der Löwengrube.

Ein Feuer, das bleibt

Daniel geht in die Geschichte ein als eine Galionsfigur unter den alttestamentlichen Dienern Gottes. Skandalfrei bis zum Schluss, mit einer lückenlosen und kompromisslosen Konsequenz, getrieben von der Furcht Gottes in seinen Handlungen wie auch in seinem Lebenswandel. Er lebt dauerhaft auf Messers Schneide, immerzu von Neidern und Konkurrenten umgeben, die ihn absägen wollen, bleibt aber integer, menschenfurchtlos, aufrichtig, skandalfrei. Er zögert keinen Augenblick, die geistlichen Gewohnheiten, die er in seiner Jugendzeit entwickelt hat, auch mitten in Widrigkeiten durchzuziehen. Dreimal am Tag Gebet und Lobpreis vor offenem Fenster – *»wie er es auch vorher getan hatte«* (Daniel 6,11), erst recht, als die Gebetszeiten des Propheten zum Risikofaktor geworden sind.

Konsequente, biblische Überzeugungen, gesunde geistliche Gewohnheiten, ein Lebensstil des Gebets – das ist der Stoff, aus dem wahre Diener Gottes gemacht sind. Das ist der Altar, auf dem das Feuer Tag und Nacht am Brennen bleibt, ungeachtet der Umstände. Ohne diese Gewohnheiten bleibt jedes geistliche Feuer nur ein Strohfeuer. Daniel lehrt uns, dass auch wir unsere Glau-

Konsequente,
biblische Überzeu-
gungen, gesunde
geistliche Gewohn-
heiten, ein Lebens-
stil des Gebets –
das ist der Stoff,
aus dem wahre
Diener Gottes
gemacht sind.

benshäuser auf Felsen bauen müssen, lange bevor der Sturm kommt (vgl. Matthäus 7,24-25). Dankbar für gute Zeiten, vorbereitet auf schlechte Zeiten. Schwerpunkte jetzt schon so setzen, dass wir in Zeiten der Verfolgung und der Widerstände bestehen würden. Ein Leben reduziert auf das Nötigste und das Eigentliche. Mit leichtem Gepäck durchs Leben reisen. Was wäre jetzt wichtig, wenn ich heute erfahren würde, dass ich nur noch wenige Tage zu leben hätte? Wenn die Kriminalpolizei vor der Tür der Gemeinde stehen würde mit Handschellen für alle, die noch behaupten, dass eine Ehe nur zwischen Mann und Frau möglich ist oder dass unsere Jungs Jungs sind und unsere Mädchen Mädchen? Dass Jesus der einzige Weg, die einzige Wahrheit, das einzige Leben ist? Wenn es uns plötzlich etwas kostet, zu glauben?

Geistliches Feuer bedeutet, jederzeit für den Fall bereit zu sein, dass auch unser »Daniel«-Moment kommen sollte. Für den Fall, dass Beten plötzlich ein strafbares Delikt geworden ist. Oder eine Löwengrube auf diejenigen wartet, die darauf bestehen, Gott mehr zu gehorchen als einem gottlosen Staat. Die Mentalität einer verfolgten Gemeinde zu haben, auch wenn Verfolgung nicht da ist – oder noch nicht.

Als ein brutaler Pogrom gegen den Stamm der Ibo die Idylle unseres Alltags im ruhigen, abgelegenen Nord-Nigeria über Nacht zerbrach, wurde meinem Vater zugeflüstert, dass unter anderem

auch sein Name auf einer der Tötungslisten der Mörderbanden stand, weil der Großteil der Mitarbeiter in seiner Firma zum verpönten Ibo-Stamm gehörte. Auch die Förderer und Arbeitgeber der Ibo sollten bestraft werden. An ein bestimmtes Gefühl kann ich mich erinnern: So schnell ist alles, was einem schlaflose Nächte bereitet hat, unbedeutend. Mein Ärger, dass meine Schwester bevorzugt wurde, weil sie braver war als ich. Die kostbare Armkette meiner Oma, die verloren gegangen war. Der Malwettbewerb, in dem ich unbedingt den ersten Preis gewinnen wollte. In jener denkwürdigen Nacht, in der die Schreie der Gejagten und Ermordeten in der nahe gelegenen Stadt uns zu Ohren kamen, blieb nur *ein* Wunsch, nur *ein* Gefühl, nur *ein* Gebet in unseren kindlichen Seelen übrig: Herr, hab Erbarmen! Lass uns überleben, lass die anderen auch überleben!

Geistliches Feuer ist das, was entsteht, wenn diese Haltung zu einem Lebensstil wird. Wenn wir aufhören, uns mit geistlicher Nabelschau zu beschäftigen, während die Welt um uns herum in Flammen aufgeht. Wenn wir erkennen, wie ernst die Lage ist. Wenn das Bewusstsein, wie zerbrechlich, vermodert und jenseits seines Verfalldatums dieser gebrochene Planet ist, tief in unseren Knochen sitzt. Und wir nur *ein* Verlangen haben: die einzige Rettung, die es gibt, zu begreifen, zu bezeugen, zu verkündigen – mit allem, was wir sind und haben.

Wer sich nach einem bleibenden geistlichen Feuer sehnt, findet es, wie Daniel, in den Krisen seines Lebens. Krisen dienen dazu, uns immer wieder aus dem Tiefschlaf wachzurütteln, in den wir durch die Beschäftigungen des Alltags hineingeschaukelt werden, und uns auf die Knie ins Gebet zu treiben. In echtes, verzweifertes Gebet.

Krisen dienen dazu, uns immer wieder aus dem Tiefschlaf wachzurütteln, in den wir durch die Beschäftigungen des Alltags hineingeschaukelt werden, und uns auf die Knie ins Gebet zu treiben.

Mir riss beinahe der Geduldsfaden, als eine junge Frau unter Tränen um Gebet bat, weil die Renovierung ihres Wohnzimmers nicht so schnell voranging, wie sie wollte. Ein Ehepaar notierte auf seiner Gebetsliste die tiefe Not, dass sie nach ihrem Umzug von Neuseeland zurück in die Heimat nicht wussten, wo sie ihren zweiten Haushalt einlagern sollten, bis sie ein größeres Haus gekauft hatten. Eine Mutter heulte im Gebetstreffen, weil ihr Sohn eine Zwei anstatt eine Eins in seiner Mathe-Klausur geschrieben hatte.

Da muss ich mich am Riemen reißen und mich in Geduld üben. Denn *gefühlte* Nöte dürfen nie verpönt oder verachtet werden. Wir haben einen Gott, der die Haare auf unserem Kopf zählt, den wir um unser tägliches Brot bitten dürfen. Und wenn dieses tägliche Brot bedeutet, dass ich dringend eine Parklücke finden muss, um pünktlich zu meinem Arzttermin zu kommen, dann darf ich ihn darum bitten und ihm die Ehre geben, wenn mein Gebet erhört wird. Aber wie schnell hatten solche Gebete ausgedient, als es wieder eine Krebsdiagnose in unserem direkten Umfeld gab! Als eine Freundin die Diagnose ALS bekam. Als unser erstes Kind nach einer Frühgeburt wochenlang um sein Leben rang, mit ganzen 1000 Gramm Gewicht im Brutkasten. Als Freunde uns einen Abschiedsbrief schickten – nur weil wir ihrer Theologie nicht zustimmten. Als Israel am 7. Oktober 2023 angegriffen wurde, im Februar 2022 der Krieg in der Ukraine ausbrach.

»Ich will etwas mit Jesus erleben.« »Was bringt mir der Glaube?« »Gemeinde ist langweilig.« »Die Musik ist zu laut, sie passt mir nicht.« »Wie können wir den Gottesdienst zeitgemäßer gestalten?« »Ich habe heute keine Lust auf Gemeinde, daher bleibe ich lieber im Bett!« Wie dumm kommen mir all diese Sätze vor, wenn ich an die zerschundenen Kinderleichen unter den Brücken Nigerias denke, an die Frauen, denen Säuglinge aus dem schwangeren Bauch herausgeschnitten wurden, an die Männer, die mit abgehackten Köpfen in Blutlachen am Straßenrand lagen!

Aufwachen am Rande des Abgrunds

Eine Welt, die sorglos ihre Häuser schmückt, ihre Partys feiert, ihre Urlaube plant, Gänseblümchen pflückt, während der drohende Tsunami am Horizont lauert und die Zeitbombe tickt. Das ist das Bild, das die Bibel uns vor Augen malt. Auch Daniel hätte einfach in die andere Richtung schauen können, sich ein gutes Leben als hochrangiger Staatsbeamter einer wachsenden Weltmacht gönnen können. Auch er muss seine Alltagspflichten und Beschäftigungen gehabt haben. Handwerker im Haus beaufsichtigen, Bügelwäsche für die Frau vom Keller hochtragen (vorausgesetzt, er war verheiratet), Schulaufgaben für die Kinder kontrollieren (vorausgesetzt, er hatte welche), Einkäufe erledigen. Auch für ihn war es ein Spagat, der ausgehalten werden musste. Im einem hektischen irdischen Alltag bestehen, aber die inneren Augen auf die andere, die eigentliche Welt gerichtet halten. Man nennt das Gebet. Daniel war Zeuge davon, wie ein Weltreich zusammenbrach. Wenn einer wusste, wie fragil die Welt ist, dann er. Seine Antworten fand er dreimal am Tag, wenn er sein Fenster öffnete, in die Richtung seiner verlorenen Heimat blickte und anfang, den Gott seiner Väter eifrig zu suchen.

Im Laufe des Buches Daniel bekommen wir etwas von dem mit, was er dort auf den Knien »gesehen« hat. Er hatte seine liebe Mühe damit, die Bilder, die durch seine Seele jagten, halbwegs in Worte zu fassen. Zeitweise hat er es körperlich kaum verkraftet. Lieber Daniel – du hättest stattdessen in die Sauna gehen, eine Auszeit am Meer planen, mit deinen Kumpeln Sport schauen können. Nichts gegen Gebet oder einen Schuss Frömmigkeit, wenn es dir etwas bringt – aber eine kurze Wunschliste reicht doch, oder? Nur schnell einen Blick in den Himmel werfen, abhaken, dann zurück in den Alltag. Dort, wo handfeste Realitäten mich einholen und das Sagen haben!

Für Daniel hatten handfeste Realitäten mit der geistlichen Welt zu tun. Nicht mitten im Einkaufsbummel oder in der Mitarbeiterbesprechung in seinem Büro im Palast erkannte er, was wirklich läuft, sondern auf den Knien im Gebet. Von Daniel können wir lernen, was wahre Fürbitte ist. Sie hat mit einer inneren Haltung des Schauens, des Bittens, des Wissen-Wollens, des Darüber-Nachdenkens, des Suchens und des Hörens zu tun. Die Kapitel 7 bis 9 im Buch Daniel sind ein Protokoll der Inhalte von Daniels Gebeten. Entscheidend dabei ist in erster Linie seine Haltung:

»Ich schaute ... ich schaute, bis ... schaute ich wegen der Stimme ... ich schaute in Visionen der Nacht ...« (7,2.9.11.13... [insgesamt acht Mal]).

»Während ich auf die Hörner achtete ...« (7,8).

»und bat ihn um genaue Auskunft« (7,16).

»wollte ich Genaueres wissen« (7,19).

»Und ich bewahrte die Sache in meinem Herzen« (7,28).

»da suchte ich Verständnis darüber« (8,15).

»Und ich richtete mein Gesicht zu Gott ... ich betete ... und ... bekannte« (9,3-4).

»... achtete ich ... in den Bücherrollen auf die Zahl der Jahre, über die das Wort des HERRN zum Propheten Jeremia geschehen war, dass nämlich siebenzig Jahre über den Trümmern Jerusalems dahingehen sollten« (9,2).

Auf diese energische Suche kommt eine Antwort Gottes: *»Gabriel, lass diesen die Erscheinung verstehen!« (8,16).* Na ja, Daniel – selbst schuld, pass auf, wofür du betest! *»Siehe, ich will dich erkennen lassen, was am Ende der Verfluchung geschehen wird« (8,19),* sagt der Engel ihm. Was genau lässt er ihn erkennen? Die allgemeine Richtung ist klar. Es geht um *»entsetzliches Verderben«* und die Vernichtung der Heiligen (8,24). In Daniel 11 wird das Bild erweitert.

Es geht um Kriege, »eine Menge großer Heere« (11,10), Könige, deren Herzen »auf Bosheit bedacht« sind (11,27), ein Heiligtum, das entweiht wird, einen »verwüstenden Gräuel«, der an der Stelle des Heiligtums aufgestellt wird, um das Volk »durch glatte Worte zum Abfall [zu] verleiten« (11,31-32). »Gegen den Gott der Götter wird er unerhörte Reden führen« (11,36). Zu rätseln und zu diskutieren über eine Timeline für das Ende der Welt, zu entscheiden, was der Widder und der Ziegenbock mit ihren Hörnern genau darstellen sollen, das überlasse ich gerne Fachleuten. Mitten in den prophetischen Schichten und apokalyptischen Gestalten, die Daniels Träume bevölkern, stechen aber zwei wichtigere Dinge als Höhepunkte heraus. Da ist zuerst die Vision des auferstandenen Christus:

»Ich schaute, bis Throne aufgestellt wurden und einer, der alt war an Tagen, sich setzte. Sein Gewand war weiß wie Schnee und das Haar seines Hauptes wie reine Wolle, sein Thron Feuerflammen, dessen Räder ein loderndes Feuer.

Ein Feuerstrom floss und ging von ihm aus. Tausend mal Tausende dienten ihm, und zehntausend mal Zehntausende standen vor ihm. Das Gericht setzte sich, und Bücher wurden geöffnet. ...

Ich schaute in Visionen der Nacht: Und siehe, mit den Wolken des Himmels kam einer wie der Sohn eines Menschen. ... Und ihm wurde Herrschaft und Ehre und Königtum gegeben, und alle Völker, Nationen und Sprachen dienten ihm.« (Daniel 7,9-10.13-14)

Das ist der Fixpunkt, zu dem jede Art von echter Fürbitte automatisch hinführen muss – zu den Füßen des lebendigen Herrn! Dort ist die Quelle eines bleibenden geistlichen Feuers, das in unserem Herzen brennen muss, wenn wir den Angriffen unseres Gegners dauerhaft widerstehen und nicht in das Denken dieser Welt hineingezogen werden wollen. Der Blick auf seine Herrlichkeit, den das Wort Gottes uns immer wieder schenkt. Johannes erlebt etwas Ähnliches auf der Insel Patmos viele Jahrhunderte später:

»... (sah ich) inmitten der Leuchter einen, gleich einem Menschensohn, bekleidet mit einem bis zu den Füßen reichenden Gewand, und an der Brust umgürtet mit einem goldenen Gürtel, sein Haupt aber und die Haare waren weiß wie weiße Wolle, wie Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme, und seine Füße gleich glänzendem Erz, als glühten sie im Ofen, und seine Stimme wie das Rauschen vieler Wasser, und er hatte in seiner rechten Hand sieben Sterne, und aus seinem Mund ging ein zweischneidiges, scharfes Schwert hervor, und sein Angesicht war, wie die Sonne leuchtet in ihrer Kraft.« (Offenbarung 1,13-16)

Das Zweite, was auffällt, ist Daniels Reaktion. Eine tiefe Buße, Sündenerkenntnis, eine radikale Umkehr, stellvertretend für sein Volk. Wer die Herrlichkeit sieht, erkennt auch mit tiefer Empörung den Schrecken von Sünde und Schuld. Daniel erkennt, dass der eigentliche Feind, mit dem sein Volk zu tun hat, nicht die Macht der Babylonier ist, nicht die schwierigen Umstände, in denen die Israeliten im Exil leben, sondern die Fäulnis der Sünde in ihrem eigenen Leben:

»Und ich richtete mein Gesicht zu Gott, dem Herrn, hin, um ihn mit Gebet und Flehen zu suchen, in Fasten und Sack und Asche.« (Daniel 9,3)

»Und ich betete zum HERRN, meinem Gott, und ich bekannte und sprach: Ach, Herr, du großer und furchtbarer Gott, der Bund und Güte denen bewahrt, die ihn lieben und seine Gebote halten!« (Daniel 9,4)

»Wir haben gesündigt und haben uns vergangen und haben gottlos gehandelt ... Herr, nach all den Taten deiner Gerechtigkeit mögen doch dein Zorn und deine Erregung sich wenden von deiner Stadt Jerusalem, dem Berg deines Heiligtums! ... Gott, höre auf das Gebet deines Knechtes und auf sein Flehen!« (Daniel 9,5.16.17)

Auch Johannes ist betrübt und entsetzt nach seinem Blick in den Thronsaal des Herrn: *»Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen wie tot«* (Offenbarung 1,17).

Alle Männer, die Gott so hautnah erlebt haben, müssen erst einmal aus ihrer Schockstarre geholt werden, bevor sie wieder halbwegs normal denken und reden können (siehe auch Jesaja in Jesaja 6 und Mose in 2. Mose 3).

Bei Daniel ist es viel mehr als eine Schockstarre. Er ist *»vor Entsetzen wie betäubt«* (Daniel 4,16), *»tief in meinem Innern bekümmert, und die Visionen meines Hauptes erschreckten mich«* (7,15), *»meine Gesichtsfarbe veränderte sich an mir«* (7,28), *»ich ... war erschöpft und einige Tage krank ... entsetzt über die Erscheinung«* (8,27). *»In jenen Tagen trauerte ich ... drei volle Wochen«* (10,2), *»es blieb keine Kraft in mir«* (10,8).

Daniels Begegnungen mit Gott lösen Weinkrämpfe aus, treiben ihn zur Verzweiflung. Sie wühlen ihn auf. Es ist ihm nicht egal, was mit diesem Planeten passieren wird und wie ernst das Gericht Gottes ist. Aber am allerwichtigsten: Er sieht das Ende dieser Weltgeschichte, den herrlichen Höhepunkt, auf den alles zusteuert und der jedes Herz, das auf den Herrn gerichtet ist, höherschlagen lässt:

»Und ihm wurde Herrschaft und Ehre und Königtum gegeben, und alle Völker, Nationen und Sprachen dienten ihm. Seine Herrschaft ist eine ewige Herrschaft, die nicht vergeht, und sein Königtum so, dass es nicht zerstört wird« (Daniel 7,14). Auf diese Offenbarung hin will er natürlich Genaueres wissen (vgl. 7,19). Darf er auch. *»Sein Reich ist ein ewiges Reich, und alle Mächte werden ihm dienen und gehorchen«* (7,27). Mitten in Endzeit-Bilder hineingestreut finden wir lauter Perlen. Daniels Worte sind erhört worden (vgl. 10,12). Was will man mehr? *»... die Heiligen des Höchsten werden das Reich empfangen, und sie werden das Reich besitzen bis in Ewigkeit«* (7,18). *»Sein Reich ist ein ewiges Reich, und alle Mächte werden ihm dienen und gehorchen«* (7,27). Gott wird das

letzte Wort haben, Leid und Schmerz werden nicht mehr sein (vgl. Offenbarung 21,4). Das ist ein tiefer Trost auch für uns in einer Zeit, in der die Mächte dieser Welt uns so überwältigend erscheinen, so selbstsicher und niederträchtig in ihrer Bosheit, so unsiegbare. Das Wort Gottes zeigt uns das große Bild. »... *das Volk, das seinen Gott kennt, wird sich stark erweisen und entsprechend handeln*« (Daniel 11,32). Was es bedeutet, entsprechend zu handeln, hat Daniel uns vorgelebt. Er ermutigt uns, auszuharren. Hartnäckig zu vertrauen, dranzubleiben in unserem Leben mit dem Herrn: »*Glücklich, wer ausharrt ... du wirst ruhen und wirst auferstehen*« (Daniel 12,12-13).

Wer solche Informationen aus der himmlischen Welt erhält, kann es sich leisten, so furchtlos wie Daniel vor den Mächtigen dieser Welt aufzutreten, dem Zeitgeist die Stirn zu bieten, den einzig wahren Gott öffentlich zu verehren und dafür sogar eine Löwengrube in Kauf zu nehmen. Vielleicht dachte Jesus an Daniel, als er seine Nachfolger zur gleichen Hingabe aufforderte:

»*Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht zu töten vermögen; fürchtet aber vielmehr den, der sowohl Seele als auch Leib zu verderben vermag in der Hölle!*« (Matthäus 10,28).

»*Das Bemerkenswerte an der Furcht Gottes ist, dass wenn du Gott fürchtest, du nichts anderes fürchtest, wenn du aber Gott nicht fürchtest, fürchtest du alles andere*« (Oswald Chambers).

Paulus beschreibt in seinem Brief an die Epheser, wie wahre Gottesfurcht im Alltag umgesetzt werden kann (Epheser 6,13):

»*Deshalb ergreift die ganze Waffenrüstung Gottes, damit ihr an dem bösen Tag widerstehen und, wenn ihr alles ausgerichtet habt, stehen bleiben könnt!*«

Einfach stehen bleiben, auf Jesus schauen, Minute für Minute, denn die, die auf den Herrn warten, werden neue Kraft bekommen! (Vgl. Jesaja 40,31.)

Wir wissen nicht, was kommt – in der Welt, in der Gesellschaft, in unserem Land, in unserem persönlichen Leben. Welche Krisen auf uns warten, welche Freuden. Schön für Daniel, denke ich oft. Er ist in seiner Sonderliga, ich mit meinem chaotischen Alltag komme nicht annähernd an diese Gebetsintensität, diese Hingabe und diese Ausdauer in der Suche nach der Nähe des lebendigen Gottes heran. Ich weiß auch nicht immer, wenn ich ehrlich bin, ob ich das wirklich will. Wenn wahre geistliche Leidenschaft all das kostet, was Daniel erlebt hat, dann bleibe ich lieber auf meinem bescheidenen Level. Das ist doch Hingabe für Helden, für übermenschliche Männer. Nichts für Hausfrauen. Ich schaue geknickt auf meinen Terminkalender. Kurze Gebete zwischen dringenden Telefonanrufen, Bügelwäsche, Babysitting-Pflichten für Enkelkinder, E-Mails. Alle wollen was von mir, und ich – zu schlecht strukturiert, um Prioritäten zu setzen oder überhaupt genug Zeit zum Beten zu haben, außer für die Stoßgebete, die über »Hilfe« und »O Gott, warum *das* jetzt?« kaum hinausgehen.

Einfach stehen
bleiben, auf Jesus
schauen, Minute
für Minute, denn
die, die auf den
Herrn warten,
werden neue Kraft
bekommen!

Aber Moment mal! Für meine biblischen Idole begann ernsthaftes Gebet meist mit Verzweiflung und tiefer innerer Not. Davon habe auch ich mehr als genug. Sorgen um meine Familie und die Gemeinde, Horror vor den Entwicklungen in der Gesellschaft um mich herum, tiefer Schmerz, wenn ich mitbekomme, dass schon wieder eine Freundin aus meiner Jugend nicht mehr mit Jesus geht, schon wieder ein Bruder im Herrn anfängt zu erzählen, dass er jetzt aufgeklärt wurde, dass die Bibel nicht meint, was sie sagt, oder dass sie es anders meint. Schon wieder ein Mitkämpfer aus früheren missionarischen Einsätzen, der eine Scheidung durchgemacht hat und jetzt zur neuen Freundin gezogen ist.

Die Gebete einer Hausfrau

Innere Zermürbtheit, das ist doch Gebet, oder? Der Anfang vielleicht. Ich werfe einen Blick auf das Leben von Hanna im Alten Testament, sie kommt ja etwas näher an mein Leben heran. Hausfrauenalltag. Tiefer Mangel, Fragen an Gott, Minderwertigkeit, eine Konkurrentin, die sie fertigmachen will und sie rund um die Uhr mit Beleidigungen und Sticheleien drangsaliert und einschüchtert. Ihr Erlebnis mit Gott fing mit unkontrollierten, heftigen Weinkrämpfen an. Sie weinte und aß nicht (vgl. 1. Samuel 1,7), sie »war in ihrer Seele verbittert« und sie »betete zum HERRN und weinte sehr« (1,10). Sie betete lange (vgl. 1,12), bezeichnete sich als »eine betrübte Frau« (1,15) mit großem »Kummer und Herzeleid« (1,16). So ähnlich sehen auch manche meiner Gebetszeiten aus! Als meine Mutter eine Krebsdiagnose bekam. Als meine Tochter in der 27. Schwangerschaftswoche auf die Welt kam und wochenlang um ihr Leben rang. Als eine liebe Freundin die Diagnose ALS bekam. Als, als ...

Bemerkenswert an Hannas Gebet ist der mittlere Teil. Hier wird aus einem Weinkrampf eine tiefe, leidenschaftliche, wirk-same Fürbitte. »Herr, wenn du mir diesen Sohn schenkst, dann bekommst du ihn wieder. Ich weihe ihn dir, er gehört dir« (vgl. 1. Samuel 1,11). Welche Mutter macht so etwas? Noch kann Hanna ja nicht wissen, dass sie nach Samuel noch weitere fünf Kinder auf die Welt bringen wird (vgl. 1. Samuel 2,21).

Es gibt eine naheliegende Erklärung. Mitten in der Not ihrer Kinderlosigkeit und in ihrem Flehen um den lang ersehnten Sohn ahnt die verzweifelte – aber zutiefst gottesfürchtige – Frau, dass nicht nur sie, sondern auch Gott eine tiefe Not hat, und zwar über den geistlichen Niedergang seines Volkes. Um dem zu begegnen, möchte Gott ein Kind gebrauchen, das so nah an der Bundeslade lebt und gedeiht, dass es weiß, wie Gott denkt und fühlt, dass es in seiner Gottesfurcht menschenfurchtlos genug

ist, um dem moralischen und geistlichen Verfall seiner Zeit die Stirn zu bieten und Gottes Volk wieder auf die richtige Spur zu bringen. Wie viele Details Hanna erkennt, wissen wir nicht – wir wissen nur, dass sie sich verpflichtet, dem Herrn das Kind zurückzuschicken, es als »Nasiräer« zu weihen (Hintergründe hierzu in 4. Mose 6,1-21).

Sie bekommt das Kind und zieht ihr Vorhaben ohne Zögern konsequent durch. Nachdem sie den kleinen Samuel in das Zelt Gottes gebracht hat, klagt sie nicht über den Trennungsschmerz von ihrem geliebten Sohn, macht sich keine Sorgen um das Wohlergehen ihres Kindes in den Händen des Priesters Eli, fragt sich nicht, was das alles soll, sondern rühmt in einem euphorischen Loblied (vgl. 1. Samuel 2,1-10) den Gott, der das Drehbuch ihres Lebens schreibt.

Ein kleiner Vers am Ende ihres Liedes sticht heraus: »*Er [Gott] wird seinem König Macht verleihen und erhöhen das Horn seines Gesalbten*« (1. Samuel 2,10). Aber Moment mal, Hanna! Es gibt doch noch keinen König. Du lebst in der Zeit der Richter. Einen »Gesalbten« (»Christus«, »Messias«) gibt es auch noch nicht. Kann es sein, dass diese weinende Frau in jener Gebetsstunde in der Stiftshütte nicht nur in die Augen Gottes schaute, nicht nur so getröstet war, dass sie wieder Appetit hatte (vgl. 1,18), sondern auch in die Zukunft blickte? Hat sie in ihrem Kind den letzten Richter Israels erkannt? Einen Propheten wie Daniel, der bis zu seinem Lebensende die Welt unerschrocken und kompromisslos durch Gottes Augen sieht? Der eine Reihe hochgewachsener, fürstlicher junger Männer links liegen lässt, um den »übrigen« kleinen Bruder David von den Schafen zu holen und in ihm sofort den König zu erkennen, der am klarsten begreift, wo die geistliche Reise hingeht (vgl. 1. Samuel 16)? Über König Davids Linie führt diese Spur direkt auf den Hügel von Golgatha, direkt ins Herz Gottes, direkt in den Kern seines Heilsplans für diese Welt. Hanna ist eine von vielen biblischen Charakteren, die einsame Weinkrämpfe

irgendwann in Fürbitte und tiefe Gottesbegegnungen verwandeln und sich dadurch direkt in den Heilsplan Gottes hineinheulen.

»Ich bin kein gefühlsmäßiger Typ, ich kann keine Leidenschaft für den Glauben empfinden!«, höre ich immer wieder. Ich wage es, dann liebevoll zu entgegnen: »Irgendwo spürst auch *du* Dinge!« Auch die nüchternsten Menschen, die ich kenne, finden Leidenschaft dort, wo wir sie alle finden – es sei denn, wir sind hoffnungslose Psychopathen. Jeder von uns kennt und spürt Trauer, Enttäuschung und Verlust – und leidet darunter. An dieser Stelle – nicht in den guten Zeiten – können wir unsere aufgewühlten Emotionen an die Leitungen, die Gott in unser Herz gelegt hat, »anknüpfen«. Und – wie Hanna – Tränen in Flehen verwandeln.

Uns ausheulen und irgendwann in der Stille, die kommt, wenn einem die Tränen ausgegangen sind, Gott fragen, was er auf dem Herzen hat. Wofür können wir beten? Was können wir für ihn tun? Welchen Teil unseres Lebens ihm neu weihen?

Ich gehöre nicht
mehr mir selbst.
Mein Zuhause ist
jetzt schon der
Himmel, mein
Leben hier lediglich eine temporäre Leihgabe vom Herrn, über die ich in seinem Auftrag haushalten darf, bis er mich nach Hause führt.

Mit der Bitte um Hilfe bei persönlichem Mangel (*»unser tägliches Brot gib uns heute«* [Matthäus 6,11]), dürfen wir zuversichtlich in seine Gegenwart treten. Unsere Nöte und Hilfeschreie dürfen zum Thron der Gnade gebracht werden, wo wir immer Hilfe finden in Zeiten der Not (vgl. Hebräer 4,16). Aber wenn wir dort verweilen, ihn von ganzem Herzen suchen, werden wir irgendwann wie Hanna anfangen, anders zu beten. Zu spüren, was Gott von uns will. *»Dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden!«* (Matthäus 6,10). Weihe. Hingabe. Ich werde daran erinnert: Ich gehöre nicht mehr mir selbst. Mein Zuhause ist jetzt schon der Himmel, mein Leben hier lediglich eine temporäre Leihgabe vom Herrn,

über die ich in seinem Auftrag haushalten darf, bis er mich nach Hause führt. Mein Herz schlägt für ihn und nicht mehr für meine gefühlte Not. Denn *»dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen«* (Matthäus 6,13; Schlachter 2000).

Hannas Belohnung kann sich sehen lassen. Sie bekommt das Kind der Verheißung, danach fünf weitere. Jesus sichert uns zu, dass es auch in diesem Leben Lohn für unsere Mühe gibt – Häuser, Felder, Kinder, Eltern, Geschwister (vgl. Markus 10,29-30). Gnadengaben aus seiner Hand, einen Ausgleich für alles, was wir um seinetwillen verloren haben. Hanna kann wieder essen und lächeln – noch bevor sie dann tatsächlich schwanger wurde (vgl. 1. Samuel 1,18). Das macht Gottes Gegenwart mit uns. Gott nahe zu sein, ist mein Glück (vgl. Psalm 73,28). Welches andere Glück brauchen wir, wenn wir Gott haben? Alle unsere Quellen sind in ihm (vgl. Psalm 87,7), uns ist in ihm nichts vorenthalten. Die Kinder hat, ist gesegnet. Die keine hat, in der biblischen Ökonomie, ist auch gesegnet. Wer einen Mann oder eine Frau hat, ist gesegnet (vgl. Sprüche 18,22). Aber wer keine bzw. keinen hat, auch! Paulus würde behaupten, sogar noch mehr gesegnet (vgl. 1. Korinther 7,8). So laufen Gottes Rechnungen und Kalkulationen – anders als unsere üblichen Vorstellungen. Er setzt die Einsamen in Familien (vgl. Psalm 68,7). Wer keine Kinder hat, erlebt ein tieferes Glück, als selbst die beste Familie geben kann. *»Juble, du Unfruchtbare, die nicht geboren, brich in Jubel aus und jauchze, die keine Wehen gehabt hat! Denn die Söhne der Einsamen sind zahlreicher als die Söhne der Verheirateten, spricht der HERR«* (Jesaja 54,1). Das ist die Güte, die wir schmecken und sehen dürfen, wenn wir den Herrn suchen (vgl. Psalm 34,9).

Ein Liebesbekenntnis für den kämpferproben Propheten

Auch Daniel darf genau das erleben. Kein anderer Diener Gottes blickt so klar, lang und nachhaltig in die geistliche Welt hinein wie er. Keiner schluchzt so heftig, während er erkennt, wozu das Böse des Feindes in der Lage sein wird, während ihm das Blutbad vor Augen gemalt wird, das die Mächte der Hölle in dieser Welt am Ende der Zeiten entfesseln. Er ist am Boden zerstört.

Aber Gott hat gerade für Daniel eine der bewegendsten Liebeszusprüche parat, die wir in der Bibel finden. Kein anderer Diener Gottes hört dreimal die Worte Gottes:

»Du bist ein Vielgeliebter« (vgl. Daniel 9,23; 10,11; 10,19)!

Was für Worte – direkt aus dem Mund Gottes!

Mit den Worten »du Vielgeliebter« im Ohr lebt Daniel mit einer überirdischen Weisheit, Liebe und Rücksicht für seine Mitmenschen, sogar für die grausamen Herrscher, denen er dient. Er

bleibt bis zum Ende seines Lebens ein Leuchtturm der Gottesfurcht und Hoffnung mitten in einer lang anhaltenden Zeit der Gottlosigkeit und Anarchie.

Er bleibt bis zum
Ende seines Lebens
ein Leuchtturm der
Gottesfurcht und
Hoffnung mitten
in einer lang
anhaltenden Zeit
der Gottlosigkeit
und Anarchie.

»... das Volk, das seinen Gott kennt, wird sich stark erweisen und entsprechend handeln« (Daniel 11,32). Der, der sich bedingungslos geliebt und aus den Fängen des Feindes erlöst weiß, der kann es sich leisten, dem Herrn leidenschaftlich, treu und konsequent bis zu seinem Lebensende zu dienen. Er kann nicht schweigen von dem, was er gesehen und gehört hat (vgl. Apostelgeschichte 4,20). Das bleibt seine Haltung, in guten wie auch in schlechten Zeiten. Dieses Evangelium ist wahrhaftig nicht zu toppen.

Wenn es eine Nachricht gibt, die jedes Herz höherschlagen lässt, uns an jedem fröhlichen Tag mit einer tiefen Freude, an jedem schweren Tag mit einer tiefen Gewissheit und Zuversicht aus dem Bett aufstehen lassen kann, dann diese!

»O Brüder, wir müssen bald sterben! Wir blicken einander heute gesund ins Angesicht, aber es wird ein Tag kommen, an dem andere auf unser leichenfahles Antlitz herabblicken, wenn wir auf unseren Totenbetten liegen. ... Es wird für uns von geringer Bedeutung sein, wer uns dann dort anstarrt, aber es wird in alle Ewigkeit von Bedeutung sein, wie wir unser Werk während unseres Lebens ausgeführt haben.«²³

23 Von Charles H. Spurgeon, zitiert in: Piper, John: *Vereint im Vertrauen*, Bielefeld: Christliche-Literatur-Verbreitung, 2018, S. 91.